Genius
des
Christenthums.

Von dem
Vicomte v. Chateaubriand.

Uebersetzt
von
Professor Schneller.

Zwölfter Theil.

Freiburg im Breisgau.
Druck und Verlag von Friedrich Wagner.

1829.

Genius des Christenthums.

Angriff und Vertheidigung.

Vorwort.

Der Vicomte von Chateaubriand widmete sein Werk über den Genius des Christenthums in der zweiten Auflage mit tiefliegender Absicht dem Ersten Consule der französischen Republik, dem Bürger und Feldherren Napoleon Bonaparte.

Dieß veranlaßte im National-Institute von Frankreich die Frage, ob das allerdings auffallende Werk jenen Preis verdiene, welcher festgesetzt war für die ausgezeichnetste wissenschaftliche Leistung des Jahrzehents. Ueber diese Frage sprachen in der gelehrtesten Versammlung des Reiches berühmte Männer, aus deren Reden Graf Darû den Hauptbericht verneinend zusammenstellte. Der Hauptbericht trug bei seiner

Verneinung die Farben und Formen des hohen Anstandes, und veranlaßte den Vicomte von Chateaubriand zu einer Vertheidigung seines Werkes über den Genius des Christenthums. Die philosophische Decade aber, die als Monatschrift mit kühnem Freimuthe ihren bittern Tadel grell aussprach, erhielt angeblich durch die Herausgeber der neuesten Pariser-Auflage ihre Widerlegung in kurzen Noten.

Diese Aktenstücke sind zum Verständnisse und zur Beurtheilung des Ganzen wesentlich; darum geben wir sie zum ersten Male in deutscher Uebersetzung ganz und treu, womit das Werk über den Genius des Christenthums völlig geschlossen ist.

Professor Schneller.

I.

Zueignung

des

Genius des Christenthums

bei seiner zweiten Auflage im April 1803

an

Frankreich's Ersten Consul

Napoleon Bonaparte.

Bürger Erster Consul!

Sie haben gütigst erklärt diese Ausgabe von dem Genius des Christenthums unter Ihren Schutz nehmen zu wollen; darin liegt ein neues Zeugniß der Gunst, welche Sie der erhabenen Sache gewähren, die unter dem Schutze Ihrer Macht triumphirt. Man ist genöthigt, in Ihren Schicksalen die Hand der Vorsehung anzuerkennen, welche Sie von ferne herbei rief und bezeichnete, um die Vollstreckung ihrer wunderbaren Plane zu bewirken. Die Völker blicken auf Sie; Frank=

reich, vergrößert durch Ihre Siege, setzt in Sie seine Hoffnung, seitdem Sie auf die Religion die Grundlagen des Staates und seines Glückes erbauen. Fahren Sie fort die schützende Hand auszustrecken über dreißig Millionen Christen, welche für Sie bethen am Fuße der Altäre, deren Wiedererrichtung man Ihnen verdankt.

Ich bin mit tiefer Hochachtung

Bürger Erster Consul

Ihr unterthänigster und gehorsamster Diener

Chateaubriand.

II.

National-Institut.

Auszüge aus den Verhandlungen der Abtheilung der Sprache und Literatur Frankreichs.

Sitzung von Mitwoche, 2. Jänner 1811. Der Präsident des letzten Jahresdrittels übergiebt der Klasse ein Schreiben, welches er von dem Minister des Innern erhielt, worin Seine Exellenz auf's Neue die Aufmerksamkeit der Klasse hinwenden auf den Genius des Christenthums, und die Klasse auffordern die schon bereits erhaltene Note zu beantworten, und eine begründete Meinung über dieses Werk auszusprechen.

Nach einer Umfrage über die Art des Vorgangs bei dieser neuen Arbeit, welche der Minister von der Klasse verlangt, beschließt diese durch verschlossene Wahlzettel fünf Glieder zu ernennen mit dem Auftrage, daß jedes abgesondert eine motivirte oder begründete Meinung über den Genius des Christenthums aufstelle, und die

Arbeit sobald möglich zur Schlußfassung der Klasse überreiche. Zugleich ladet sie jedes dieser Mitglieder ein sich mit dem nämlichen Gegenstande zu beschäftigen, und ihr seine Beobachtungen mitzutheilen. Als die fünf Glieder werden ernannt die Herren Morellet, Arnault, P. Lacretelle, Darü und Sicard.

Sitzung vom 16. Jänner 1811. Herr Morellet, Eines der Mitglieder, welche ernannt sind zur Berichterstattung über den Genius des Christenthums liest einen Theil der Bemerkungen, welche er über diesen Gegenstand verfaßte. Die Fortsetzung wird auf eine andere Sitzung verschoben.

Sitzung vom 23. Jänner 1811. Herr Sicard lieset Bemerkungen, welche er über den Genius des Christenthums abfaßte. Nach dieser Lesung folgen einige mündliche Beobachtungen über denselben Gegenstand.

Sitzung vom 30. Jänner 1811. Herr Morellet lieset die Fortsetzung seiner angestellten Untersuchung über den Genius des Christenthums. Nach dieser Lesung verlangt Herr Arnault das Wort, und erklärt, er schließe sich ganz an die ausgesprochene Meinung des Berichterstatters, diese beiden Meinungen seyen völlig übereinstim-

mend, er könne nicht hoffen, sie in einer glücklicheren Gestalt vorzutragen. Er verlange daher, und insonderheit mit Rücksicht auf den Umstand, daß die Klasse wünsche, in der kürzesten Zeitfrist sich über die verlangte Arbeit auszusprechen — die Klasse möge ihn gütigst von der durch ihre Wahl erhaltenen Verbindlichkeit lossprechen, indem sie ihn zu einem der Berichterstatter über die Prüfung des Genius des Christenthums ernannte. Die Klasse nimmt diesen Vorschlag an.

Herr Darü lieset dann Beobachtungen über das nämliche Werk. Einige Erörterungen über diesen Gegenstand erfüllen den Rest der Sitzung.

Sitzung vom 6. Februar 1811. Herr Lacretelle lieset einige Betrachtungen, welche er nach dem Auftrage einer Beurtheilung des Genius des Christenthums anstellte.

Mehrere Mitglieder entwickeln der Reihe nach ihre Meinungen über das Werk, um der Regierung die abverlangte Antwort zu ertheilen.

Man beschließt, die Komissäre, welche ihre Betrachtungen niedergeschrieben, sollen in die folgende Sitzung einen Hauptbericht über ihre Arbeit mitbringen; zugleich sollen alle Mitglieder, welche ihre Ansichten von den Gegenständen der Untersuchung niedergeschrieben, sie in das Protokoll abgeben, wenn die Klasse sie billigt.

Sitzung vom 30. Februar 1811. Herr Regnaud de Saint-Jean d'Angely, Herr Lacretelle und Herr Lemercier lesen einige Betrachtungen über den Genius des Christenthums.

Herr Sicard und Herr Morellet lesen eine Zusammenstellung der Betrachtungen, welche sie früher über das nämliche Werk vorgetragen.

Nun erhebt sich eine Streitfrage über den Hauptbericht, welcher der Regierung bei der Verschiedenheit der Ansichten erstattet werden soll.

Man schlägt vor, alle Mitglieder, welche ihre Meinung über den Genius des Christenthums schriftlich abgefaßt, sollen ihren entscheidenden Hauptbericht vorlegen, um daraus die Grundlage für den Beschluß der Klasse an das Ministerium zu machen. Bevor man über diesen Vorschlag abstimmen läßt, wird verlangt, die Klasse solle ihre Untersuchung beschließen durch ein definitives Resultat über die wesentlichen Streitpunkte der Frage. Dieser Vorschlag wird angenommen; in Folge dessen faßt die Klasse die von den Kommissären erstatteten Berichte, und die von ihren Mitgliedern ausgesprochenen Meinungen auf die folgenden Punkte zusammen, welche als der Hauptschluß über alles Vorgetragene erscheinen:

1. Der Genius des Christenthums, betrachtet aus dem Gesichtspunkte der Wissenschaft-

lichkeit, erschien der Klasse mangelhaft sowohl in Rücksicht der Grundlage als der Anordnung.

2. Wenn die Grundlage und die Anordnung die von der Klasse anerkannten Mängel auch nicht hätten, so wäre auch die Ausführung unvollkommen.

3. Ungeachtet der bemerkten Mängel in der Grundlage des Werkes, in der Anordnung des Ganzen und in der Ausführung des Einzelnen, erkennt die Klasse dennoch ein ausgezeichnetes Talent in der Schreibart.

4. Sie findet einzeln zahlreiche Stellen von ausgezeichnetem Werthe, und in einigen Theilen sogar Schönheiten der ersten Größe.

.5 Sie findet überdem, daß der Glanz der Schreibart und die Schönheit im Einzelnen nicht hingereicht hätten, dem Werke den erhaltenen Erfolg zu verschaffen; dieser Erfolg komme zum Theil von dem Geiste einer Parteiung und den Leidenschaften des Augenblicks, welche sich dieses Werkes bemächtigten, entweder um es bis zum Uebermaße zu erhöhen oder mit Ungerechtigkeit herabzudrücken.

6. Endlich ist die Klasse des Dafürhaltens, daß das Werk, so wie es ist, einer Auszeichnung würdig sey.

Sitzung vom 20. Februar 1811. Die

Klasse beschließt, jedes der Mitglieder, welches mit der Abfassung von Bemerkungen über den Genius des Christenthums beauftragt war, soll vor der nächsten Sitzung seine Arbeit dem beständigen Geheimschreiber überreichen, zur genauen Eintragung in das Protokoll. Die andern Mitglieder, welche Betrachtungen über den nämlichen Gegenstand abfaßten, sollen eingeladen werden, sie ebenfalls dem Geheimschreiber für den nämlichen Zweck zu überreichen.

In Folge der vorgehenden Beschlüsse werden die von den Verfassern dem beständigen Geheimschreiber übergebenen Stücke dem Protokolle einverleibt in der Sitzung vom 27. Februar 1811.

III.

Hauptbericht

über den

Genius des Christenthums

erstattet in der Klasse des National-Institutes für die Sprache und Literatur Frankreich's

von dem

Grafen Darů.

1811.

Der Genius einer Anstalt besteht nach meiner Meinung in Demjenigen, was ihre besondere Eigenthümlichkeit, den Geist ihres Stifters und den Zielpunkt ausmacht, worauf die ganze Anstalt wesentlich hinausläuft. Wenn man mir sagt, der Geist der römischen Anstalten war, die Bande des Menschen mit seiner Familie und des Bürgers mit seinem Vaterlande fester zu knüpfen; wenn man mir sagt, der Genius des Christenthums sey die Vollkommenheit der menschlichen Tugenden, so mache ich mir die Vorstellung, die Gründer dieser Religion und Gottesandacht, oder die Gründer jenes

Gemeinwesens haben diesen oder jenen Hauptgegenstand ins Auge gefaßt. Wenn man mir aber ankündigt eine Forschung über den Genius des Christenthums, und wenn man dann diesen Ausdruck übersetzt als Schönheiten der Christus-Religion in Dichtung und Sittenlehre, *) so werde ich mich fragen, wie der Verfasser glauben konnte, daß die Vortheile der Dichtkunst auch nur im Mindesten bei dem Wesen einer solchen Anstalt in Anschlag kommen konnten; ich werde daher erstaunen, daß man einen so würdevollen ernsten Gegenstand ins Kleine ziehe, indem man ihn unter so nichtigen Verhältnissen darstellt. Allerdings kann eine Wirkung das Resultat einer Combination, oder die Folge eines Zusammenhanges seyn, ohne daß sie in den Zwecken lag, welche der Urheber sich vorsetzte; aber dann ist sie nur ein Zufall, welcher nicht dem Genius, nicht dem Geiste der Sache angehört, aus welcher sie entspringt.

Diese Betrachtung, welche sich nur auf den Titel des Werkes bezieht, würde nicht verdienen ausgesprochen zu werden, wenn es bei einem solchen Gegenstande nicht wichtig wäre, damit zu beginnen,

---

*) Mit diesem Beisatze auf dem Titel hatte der Verfasser die ersten Auflagen von dem Genius des Christenthums dem Drucke übergeben.

daß man genau wisse, was der Verfasser zeigen wolle.

Ein Mann von gesundem Menschenverstande sagte dichterisch: «des christlichen Glaubens schreckliche Geheimnisse sind des Dichterschmuckes nicht empfänglich.» *) Nun aber unternimmt ein Mann von Geist den Beweis, daß die Glaubenssätze und die Vorschriften des Christenthums die Dichtkunst nicht weniger begünstigen, als jene Mythologieen oder Fabellehren, welche absichtlich für dieselbe entworfen wurden, und ihr so reizende Bilder darbothen. Bis hierher hätte man in diesem Systeme oder Gedankengange nichts sehen können, als ein sinnreiches Paradox eines Schriftstellers, welcher sich neue Wege zu brechen sucht; aber die Würde, die Schwermuth, und sogar die Erhabenheit seiner Schreibart mahnen bald, daß es nicht oberflächliche Verhältnisse der Wissenschaftlichkeit sind, womit er sich zu beschäftigen gedenkt. Er untersucht in dem Interesse der Religion, also zur Unterstützung der Gottesandacht, ob sie die Dichtkunst begünstige; und in den Meisterwerken, welche sie hervorbrachte, so wie in den Reichthümern, welche sie darbiethet,

---

*) De la foi d'un chrétien les mysteres terribles
D'ornemens égayés ne sont point susceptibles.

Boileau.

findet er einen neuen Beweis ihres himmlischen Ursprungs und ihrer Wahrheit.

Ein ähnlicher Gedankengang könnte dieses Werk vielleicht über den Bereich der wissenschaftlichen Beurtheilung erheben; denn wenn die Göttlichkeit der Religion an ihren dichterischen Schönheiten hienge, so hieße es ja an der Religion zweifeln, wenn man ihre Verwandtschaft mit der Dichtkunst läugnet. Aber, aufrichtig gesagt, kann man sich wohl ernstlich einem solchen Scrupel überlassen? und kann man, wenn man den Geist zu jenen Betrachtungen erhebt, durch welche dem Menschen vergönnt ist bis zu den Füßen seines Schöpfers zu gelangen, kann man wohl seinen Glauben abhängig machen von einigen kleinlichten Umständen? kann man, indem man ewige Gesetze erforscht, jene Vortheile für Etwas rechnen, welche sie einer Kunst biethen, die durch unsere Eitelkeit, für das Vergnügen eines Augenblicks und zum Ruhme eines Tages geschaffen ist?

Ich weiß nicht, ob Diejenigen, welchen ihre Wissenschaft gestattet eine so ernste Sache mit den einzig würdigen Waffen zu vertheidigen, zugeben werden, man habe der Religion mit der ihr gebührenden Ehrfurcht gedient, wenn man sie unter bloß menschlichen und sogar leichtfertigen Beziehungen darstellt. Aber auch Ich selbst will das vorliegende Werk nicht in seinen Beziehungen auf die Religion untersuchen. Uebrigens will ich auch nicht

vergessen, wie der Verfasser seine Unternehmung dadurch zu rechtfertigen suchte, daß viele Andere bereits die ernsthaften Beweise seiner Sätze durchgeführt, daß die Gottheit alle zu ihr hinführenden Blumenwege nicht verbiethe, daß es an der Zeit sey, Denjenigen zu antworten, welche das Christenthum bezeichnen als zerstörend für Kunst, Wissenschaft und Schönheit.

Bestände dieß wirklich, so bewiese es nichts wider das Christenthum. Der Gesetzgeber des Geschmacks sprach sich über diesen Gegenstand auf die bestimmteste Weise aus; doch behauptete er bloß, das Wunderbare der Religion passe nicht für die Dichtkunst; der Grund, welchen er für die Behauptung anführt, liegt in der Ehrfurcht vor der Religion selbst. Hätte er geirrt, so läge sein Irrthum in seinem Geschmack, nicht in seinem Glauben. Wenn andere den Gottesdienst der Christen anklagten, daß er weder die Wissenschaften, noch die Künste begünstige, so antworteten alle christlichen Völker durch die Meisterwerke ihrer größten Geister auf diese Beschuldigung. Tasso, Milton, Corneille, Racine, Johann Baptist Rousseau und sogar Voltaire bewiesen durch ihre Leistungen, daß das Christenthum das Gebieth der Dichtung und Einbildungskraft ebenfalls zu erweitern vermöge.

Behauptet man, die Geheimnisse und die Sittenlehre des Christenthums widerstrebten unbedingt

jeder Verbindung mit den Künsten, so ist dieß ein Irrthum, welchen die eben genannten Männer durch ihre Werke widerlegten.

Behauptet man, diese oder jene Religion, welche gewiß Niemand für wahr ausgiebt, eigne sich mehr als die unsrige, um Reiz über die Werke der Einbildungskraft zu verbreiten, so kann man dieß zum Gegenstande einer Untersuchung machen, wobei die Religion selbst keine Gefahr leidet.

Herr von Chateaubriand wollte jenem Philosophen gleichen, vor welchem man die Bewegung läugnete; er gieng. Er verfaßte über die Religion ein wissenschaftliches Werk; und unter diesem Gesichtspunkt ist es erlaubt es zu prüfen.

Ich bezeichnete eben die schönen Wissenschaften als eine leichtfertige Kunst, aber damals betrachtete ich sie nur vergleichungsweise mit dem ernstesten Gegenstande, welcher die Betrachtungen des Menschen zu fesseln vermag. Jetzo wäre ich ungerecht, wenn ich darin nur eine eitle Verbindung von Worten erkennte; gesunde Vernunft ist die erste Grundlage derselben; wenn man ein schönwissenschaftliches Werk beurtheilt, so verkennt man alle Rechte der Kunst, wenn man in dem Werke nur die Formen betrachtet, worein der Verfasser seine Gedanken hüllte. Man muß nothwendig um ein festes Urtheil zu fällen bis zu den Gedanken selbst dringen, und

die Ordnung prüfen, woraus ihre Richtigkeit, ihr Zusammenhang und ihre Klarheit hervorgehet.

Darum müssen wir rasch das Werk des Herrn Chateaubriand zergliedern. Der Verfasser theilt es in vier Theile ab. Der erste Haupttheil behandelt die Glaubenssätze und die Sittenlehre. Der zweite und dritte Haupttheil entwickelt die Verhältnisse der Christus-Religion zu Dichtung, Wissenschaft und Kunst. Der vierte Haupttheil enthält den Gottesdienst, nämlich Alles, was die Gebräuche der Kirche angeht. — Aus dieser Abtheilung gedenkt der Verfasser drei Arten von Beweisen abzuleiten; zuerst das Rührende für das Herz, was das Christenthum in seinen Geheimnissen und Glaubenssätzen enthält; dann die Genüsse, welche der Christ ihm verdankt; endlich dasjenige, was der Gottesdienst und die kirchlichen Anstalten und die Handlungen für die Vernunft Ueberzeugendes biethen. — Beim ersten Anblicke zeigt sich, daß der zweite Haupttheil einer Reihe von Gegenständen angehöre, welche von den andern ganz verschieden ist; daraus folgt nach unserer Ansicht ein Mangel an Einheit in dem Tone des Werkes, welchen vielleicht alle Leser bemerken, wenn sie auch nicht vermögen sich davon Rechenschaft abzulegen.

Wir prüfen einige Beweise, welche der Verfasser in seinem ersten Haupttheile vortrug; indem wir aber diejenigen bezeichnen, welche uns eines

ähnlichen Gegenstandes minder würdig erscheinen, zwingt uns die Billigkeit auch zu der Aussage, daß nicht alle den nämlichen Tadel verdienen. — Der Verfasser beginnt mit den Geheimnissen. Von der Dreieinigkeit sagt er: « Uebrigens glauben wir in der Natur selbst eine Art physischen Beweises der Dreieinigkeit zu erblicken. Sie ist das Urbild des Weltalls, oder wenn man will, sein himmlischer Grundbau. Wäre es nicht möglich, daß die äußere und sinnliche Form etwas annähme von der innern und geistigen Unterlage, welche sie stützt, so wie Platon die körperlichen Dinge als Schatten der Gedanken Gottes darstellte? Der Name Drei scheint in der Natur der größte Ausdruck zu seyn. Das Drei ist nicht gezeugt, und zeugt alle andern Brüche, weßwegen Pythagoras es die Zahl ohne Mutter nannte. — Man kann eine dunkle Ueberlieferung von der Dreieinigkeit sogar in den Fabeln der Vielgötterei finden. Die Grazien hatten sie für ihr Maß erwählt; sie bestand im Tartarus für das Leben und den Tod des Menschen und für die himmlische Rache; endlich bildeten drei göttliche Brüder durch ihren Verein die ganze Macht des Weltalls. — Die Weltweisen theilten den sittlichen Menschen in drei Theile, und die Kirchenväter glaubten das Bild der geistigen Dreieinigkeit in der Seele des Menschen zu finden.»

Ich habe hier Alles gegeben, was dieser Ab-

schnitt von Gründen anführt. Alles übrige bestehet aus einer sehr schönen Stelle Bossuet's, und aus einem dichterischen Gemählde der drei Personen der Dreieinigkeit. Ich gestehe, daß ich nicht glaube, es liege der Religion etwas daran sich auf solche Beweise zu stützen; ich begreife die eben angeführte Stelle nicht ganz; aber ich begreife noch weniger, daß die Eigenschaften der Zahl Drei und die Einbildungen der Dichter, wie die drei Parzen, die drei Grazien, die drei Richter der Unterwelt im Ernste verglichen werden können mit einem Geheimnisse, vor welchem die Vernunft des Menschen nichts vermag als sich zu demüthigen. — Indem man solche Vergleichungspunkte auffaßt, entfernt man sich von der Natur der Beweise, welche ein so ernster Gegenstand erheischt.

In dem Abschnitte der Erlösung blieb der Verfasser auf eine viel weisere Art der Natur seines Gegenstandes treu. Er entwickelt auf mehreren sehr schönen Blättern hohe Gedanken über die Entartung des Menschen, welche den sündhaften Hang der Natur und die geheime Stimme des Gewissens in unterbrochenem Kampf erklärt. Jemehr man über die Reihe seiner Darstellungen zufrieden gestellt wird, desto mehr erstaunt man über seinen plötzlichen Ausruf: «Wenn dieß vollkommene Urbild des Sohnes, dieß Beispiel der treuen Freunde,

dieser Hingang auf den Oelberg, dieser bittere Kelch, dieser blutige Schweiß, diese Milde der Seele, diese Erhabenheit der Sinnesart, dieß Kreuz, dieser zerrissene Schleier, dieser gespaltene Fels, diese Verfinsterung der Natur, endlich dieser für die Menschen dahinsterbende Gott, weder unser Herz entzücken, noch unsere Gedanken entzünden kann, so ist zu fürchten, man werde niemals in unsern Tagen, und nie in den Werken des Dichters finden die «glanzvollen Wunder, Speciosa Miracula.» — So strengt sich der Verfasser an mit allen Kräften der Vernunft das größte der Geheimnisse zu beweisen; die Strafe aber, welche er den Ungläubigen ankündigt, besteht darin, daß sie nur schlechte Verse machen werden. Glücklicher Weise erstreckt sich diese Strafe nicht auf das andere Leben.

Nach den Geheimnissen behandelt der Verfasser die Heiligungsmittel, nach den Mysterien die Sakramente; er sucht in diesen göttlichen Anstalten dasjenige auf, was sie Rührendes für das Herz und Glänzendes für die Einbildungskraft enthalten. Bisweilen dienen ihm seine Geistesgaben höchst glücklich, um bewundernswürdige Schilderungen zu entwerfen; aber oft vergißt er auch seinen eigentlichen Gegenstand, und betrachtet seine Hauptaufgabe bloß in menschlichen, oder sogar fabelhaften Verhältnissen, um endlich den Zauber, welchen er selbst

auszuüben verstand, dem erhabenen und gottandächtigen Gefühle zuzuschreiben, welches darin hätte herrschen sollen. — Die Gebräuche der Taufe enthalten zum Beispiele eine rührende Gemüthlichkeit, welche man nicht verkennen kann. Herr von Chateaubriand sagt: «Betrachtet den Neubekehrten mitten in den Wellen des Jordan's; der Einsiedler vom Felsen gießt das geweihte Wasser auf sein Haupt; der Strom der Patriarchen, die Kameele an seinen Gestaden, der Tempel von Jerusalem, die Cedern des Libanon scheinen aufzuhorchen; doch betrachtet lieber das neugeborne Kind über der geweihten Quelle. Eine freudenerfüllte Familie umringt es; sie entsagt in seinem Namen der Sünde; sie giebt ihm den Namen seines Ahnherrn, welcher unsterblich wird durch Wiedergeburt, und sich fortpflanzt durch Liebe von Geschlecht zu Geschlecht. Nun nimmt mit liebevoller Eile der Vater den Sohn auf den Arm, um ihn einer sehnsuchtvollen Gattin zurückzubringen, welche hinter den Vorhängen alle Schläge der Taufglocke abzählt. Man umgiebt das mütterliche Bette; Thränen der Rührung und der Religion tröpfeln aus allen Augen; der neue Name des Kindes, der alte des Ahnherrn tönt von Lippe zu Lippe; jeder mischt Erinnerungen der Vergangenheit in die Freuden der Gegenwart, und glaubt den Greis zu erkennen in dem Täufling, welchen das Andenken desselben wieder ins

Leben ruft. Diese Bilder biethet das Sakrament der Taufe.»

Allerdings hat dieß Gemählde ein Mann von Geist entworfen; warum aber bemerkt dieser Mann von Geist nicht, daß diese Freude, diese gegebenen Namen, diese bemerkte Aehnlichkeit bloß menschliche Nebenumstände sind; diese Nebenumstände, müssen sie sich nicht bei allen Gebräuchen wiederfinden, wodurch die verschiedenen Völker die Geburt eines Kindes feiern? Er wollte ein Gemählde geben, und darum vergaß er, daß es sich darum handelte, einen Beweis für die Göttlichkeit der Taufe zu liefern. — Dieser neugeborene Mensch, rein gewaschen von der Erbsünde in dem Taufwasser; die Verpflichtungen, welche seine Verwandten an seiner Statt übernehmen; die guten Beispiele und die heiligen Anweisungen, welche sie ihm versprechen; ihre Erkenntlichkeit gegen Gott, welcher ihnen das Kind geschenkt; die Schwäche dieses Wesens, welches dem Schmerze geboren und der Tugend verlobt ist; seine Darstellung am Altare; seine Aufnahme in die große christliche Familie; alle diese Umstände zusammen genommen bezeichnen die Taufe allerdings mehr als das Weihwasser und die Kameele des Jordans.

Der Weise der Welt würde sich darauf beschränken, diesem Kinde zu sagen: Du weinest, und Alle, welche dich umgeben, befinden sich in Freude;

mögest du dein Leben auf solche Weise dahin bringen, daß bei der Annäherung des Todes Alle rings um dich weinen, du allein aber die Heiterkeit bewahrest. Der christliche Priester verspricht dem Kinde schon ein anderes Leben. — Der Verfasser setzt bei: «Wer in diesem ersten Akte des christlichen Lebens nicht eine göttliche Verbindung der Glaubenssätze und Sittenlehre, der Geheimnisse und der Einfachheit erkennt, wird niemals etwas Göttliches in der Religion finden.» Hier muß man nur bedauern, daß der Verfasser selbst in seinem Werke nicht jene herrliche Eigenthümlichkeit des Einfachen bewahrte, welches so sehr überzeugend ist. Die Zierrathen, welche einem Gegenstande fremd sind, beweisen nur, daß der Geist getheilt ist, zwischen der Lust zu gefallen und dem Zweck zu überzeugen. Es war nicht nöthig folgende Vergleichung anzustellen: «Die Firmung hält unsere wankenden Schritte, wie ein Stab in der Hand eines Reisenden; oder wie jene Scepter, welche bei den Königen des Alterthumes von Geschlecht zu Geschlecht giengen, und auf welche Evander und Nestor, die Hirten der Menschen, sich stützten, wenn sie die Völker richteten.» Insonderheit mahnen uns die ehrgeizigen Verzierungen, worin die Absicht Erstaunen zu erregen sich ankündigt, auf der Hut gegen diese Täuschung zu seyn.

In Rücksicht auf Priesterweihe und Eheband will der Verfasser beweisen, die Jungfrauschaft sey der Zustand der Vollkommenheit. Er wendet sich zuerst an die Sittenlehrer, und sagt ihnen: «Der Gesetzgeber der Christen wird von einer Jungfrau geboren, und starb in Jungfräulichkeit. Wollte er uns nicht dadurch belehren, in politischer und natürlicher Beziehung, daß die Erde das Maß ihrer Bewohner empfangen habe, und das man fürder nicht an die Vervielfältigung, sondern an die Einschränkung der Geschlechter denken müsse? Zur Bekräftigung dieser Meinung bemerkt man, daß Staaten niemals durch den Mangel, sondern durch das Uebermaß der Menschen untergehen.» Nach verschiedenen Betrachtungen über diesen Gegenstand setzt er bei: «Dieß mußten wir den Sittenlehrern über die Ehelosigkeit der Priester antworten. Anderes müssen wir mit den Dichtern sprechen; hier ziemen sich andere Gründe, andere Quellen, und eine andere Schreibart.»

Man kann nicht wohl begreifen, warum der Verfasser sich die Mühe gibt, einen Beweis gegen die Dichter zu führen, welche er niemals zu überzeugen hoffen kann durch die Beispiele von Minerva und Venus Urania, da diese über den Zustand dieser beiden Göttinnen vollkommen im Klaren sind. Aber er setzt hinzu: «Die Jungfräulichkeit ist in allen andern Beziehungen nicht minder liebenswürdig. In

den drei Reichen der Natur ist sie die Quelle der Anmuth und der Vollkommenheit des Schönen. Die Dichter, welche wir hier zu überzeugen gedenken, sollen uns gegen sich selbst die Waffen bieten. Schildern sie nicht überall die Jungfräulichkeit als einen Zauber in ihren Beschreibungen und Gemälden? Sie finden dieselbe mitten auf den Feldern, in den Rosen des Frühlings und in dem Schnee des Winters; so stellen sie dieselbe an die beiden Ende des Lebens, auf die Lippe des Kindes und auf die Haare des Greises. Sie mischen dieselbe sogar noch mit den Geheimnissen des Grabes; sie sprechen vom Alterthume, welches den Manen Bäume ohne Samen opferte, weil der Tod unfruchtbar ist, oder weil im zweiten Leben die Geschlechter unbekannt sind, und die Seele eine unsterbliche Jungfrau ist. Endlich sagen sie uns, jene Thiere, welche am meisten unserm Geiste sich nähern, seyen der Keuschheit geweiht. Sollte man wahrlich nicht im Bienenstocke das Vorbild jener Klöster erkennen, wo die Vestalinnen himmlischen Honig aus den Blumen der Tugenden bereiten? — In den schönen Künsten verbreitet die Jungfräulichkeit ebenfalls die Reize; ihr danken die Musen die ewige Jugend.»

Die allerdings löbliche Absicht des Verfassers bestand darin, die Jungfräulichkeit liebenswürdig darzustellen; aber gewiß fühlte er, ehe wir es aus-

sprachen, daß solche Gründe Nichts für diejenigen beweisen, welche niemals begreifen können, was die Jungfräulichkeit der Rosenknospe, des Schnees und der Greisenjahre bedeute, und wie dieß Alles im Zusammenhange stehe mit der Jungfräulichkeit in ihrer eigentlichen Bedeutung.

Der Verfasser fährt fort: «Ein keuscher Greis ist eine Art Gottheit; Priamos, alt wie der Berg Ida, und gebleicht wie die Eiche des Gargaros, Priamos in seinem Palaste, inmitten seiner fünfzig Söhne, biethet das erhabenste Bild der Väterlichkeit. Aber Platon, ohne Gattin und ohne Familie, sitzend am Fuße eines Tempels auf der Spitze eines Vorgebirges, woran die Wellen schlagen, Platon lehrend das Daseyn Gottes seine Schüler, ist ein viel himmlischeres Wesen; er hängt nicht an der Erde; er scheint jenen Genien, jenen höheren Geistern anzugehören, wovon er uns in seinen Schriften spricht. — So steigt die Jungfräulichkeit von dem letzten Ringe in der Kette der Wesen bis zum Menschen, dann vom Menschen zu den Engeln, und von den Engeln bis zu Gott, wo sie sich verliert. Gott glänzt immer als das Einzige in den Räumen der Ewigkeit, wie die Sonne als sein Bild in der Zeit. — Also können Dichter und Menschen vom reinsten Geschmacke nichts Gründliches einwenden gegen die Ehelosigkeit des Priesters, denn

Jungfräulichkeit ist ein Haupttheil der Erinnerungen des Alterthums, der Reize in der Freundschaft, des Geheimnisses im Grabe, der Unschuld in der Wiege, des Entzückens in der Jugend, des Menschlichen in dem Ordensmanne, des Heiligen in dem Priester und Greise, und der Gottheit in den Engeln sowohl als in Gott selbst.»

Die Art, wie der Verfasser den Geist dieses Abschnittes hier zusammenstellt, enthebt mich der Bemerkung, wie er in Rücksicht auf Jungfräulichkeit zusammenfaßt die Beispiele von Pflanzen, von Bienen, von Schnee, von Gott, von Platon; doch erinnere ich mich von diesem Letztern mehr als eine Schwäche gehört zu haben; er liebte, sagt man, die ältliche Archeanassa, und das Freudenmädchen Xantippe. An Dion schrieb er: «Du machst meine Seele voll von Liebe.» An den jungen Aster schrieb er: «Ich möchte der Himmel seyn, und ganz Auge seyn, um Dich anzuschauen.» Allerdings enthält Platon's Leben sehr schone Züge; doch kann man ihn nicht anführen als Beispiel der Enthaltsamkeit.

Nach den Geheimnissen und den Heiligthümern (nach den Mysterien und Sakramenten) betrachtet der Verfasser die Tugenden und die Sittengesetze, welche dem Christenthume angehören. Hier böthe der Gegenstand einen glücklicheren Zusammenhang mit dem Gedankengange seiner Arbeit. Die tiefen

Geheimnisse der Religion gestatten nicht die Anwendung bloß menschlicher Klügeleien oder den Gebrauch von Ausschmückungen, welche mit dem Ernste der heiligen Angelegenheiten im Gegensatze stehen. Die Sittenlehre aber, welche näher für unsere schwache Fassungskraft liegt, gestattet bisweilen die Verschönerungen der Einbildungskraft.

Herr von Chateaubriand widmete diesem Theile seines Gegenstandes nur wenige Blätter; er spricht kurz vom Glauben, von der Hoffnung, von der Bruderliebe; er pflegt die Vorschriften des Decaloges den Regeln der übrigen Gesetzgeber des Alterthums mehr anzunähern als eigentlich zu vergleichen. Er bemüht sich wieder auf die schwierigen und gefahrvollen Bahnen einzutreten; er unternimmt eine Erörterung über die Weltschöpfung des Moses und über den Sündenfall des Menschen. Ich hüte mich ihm zu folgen in der Prüfung der chronologischen und astronomischen Beweise, welche dahin zielen, zu zeigen, daß die Welt nicht so alt sey als gewisse Philosophen behaupten. In diesem Buche giebt er eine Beschreibung der Sündfluth, welche in gewissen Hinsichten sehr schön, aber doch auch durch manche bizarre Ausdrücke befleckt ist, welche weder der Geschmack, noch der Verstand zu billigen vermögen. — Er macht sich selbst den Einwurf, welchen die Geologen (zum Beweise für das

hohe Alter des Erdballs) aus den Mineralien als einem Erzeugnisse der langwierigen Arbeit der Natur ziehen. Darauf antwortet er: «Die Welt wurde erschaffen mit allen Zeichen des Alterthums, welche wir an ihr erblicken.» Immerhin! es ist nicht schwerer die Schöpfung einer Eiche als einer Eichel zu begreifen; aber der Grund, welchen er anführt, lautet also: Erschien die Welt nicht zugleich alt und jung, so verschwand aus der Natur das Große, das Ernste, das Sittliche; denn diese Gefühle hängen ihrem Wesen nach an den alten Dingen. Jede Naturscene hatte ihre Wunder verloren. Das Felsstück hienge nicht mehr über dem Abgrunde mit seinen langen Ranken u. s. w. Eine schale Kindheit von Pflanzen, Thieren und Urstoffen hätte eine unpoetische Erde bedecket. Aber Gott war kein so schlechter Zeichner der Laubgänge Eden's als die Ungläubigen ihn machen. Der königliche Mann entstand mit dreißig Jahren, damit seine Majestät zu den antiken Größen seines neuen Reiches paßte; ebenso zählte seine Gefährtin gewiß sechszehn Frühlinge, welche sie doch nicht gelebt hatte, um in Uebereinstimmung zu stehen mit den Blumen, den Vögeln, der Unschuld, der Liebe und dem ganzen jüngern Theile des Weltalls.»

Um die Strafen und Belohnungen eines andern Lebens zu beweisen, behauptet der Verfasser das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele.

Er beweist das Daseyn Gottes durch die Wunder der Natur. Diese Art von Beweisen gehört im Allgemeinen allen Religionen an; aber sie biethet reichen und passenden Stoff für die Anlagen, welche der Verfasser dieses Werkes durch die Beschreibungen zu zeigen strebt. Das allgemeine Schauspiel des Weltalls, der Gliederbau der Thiere und der Pflanzen, die Naturtriebe der Thiere, der Leib des Menschen sind die Gegenstände für die Behauptungen des Verfassers, welche wir wegen unserm Mangel an gründlicher Kenntniß nicht stets genau, doch stets mehr oder minder sinnreich nennen möchten. Hier erscheinen sehr kunstvolle Beschreibungen, und seltener als in den übrigen Theilen des Werkes Uebertreibungen und Fehler gegen die Einfachheit sowohl als gegen den Geschmack. Dazu rechnen wir «ein Thal leer von Vorsehung, und der Vogel, welcher hienieden als das wahre Sinnbild des Christen erscheint, die Krähe, welche unbeweglich und gleichsam gedankenvoll von Zeit zu Zeit in die Lüfte einsylbig und wahrsagend hinaus spricht — der Wettervogel, welcher beim Sonnenuntergange auf einer Felsenspitze kreischt, und welchen das dumpfe Gebrause der Wogen begleitet als der Grundbaß des Conzerts; dadurch entsteht eine der schwermüthigsten Harmonieen, welche sich denken läßt.» Doch fordert die Gerechtigkeit auch die schöne Beschreibung

des Abendgebethes am Bord eines Schiffes zu erwähnen, so wie die vortrefflichen Stellen über die Zugvögel.

Herr von Chateaubriand untersucht nach der physischen Natur den moralischen Menschen. Das erste Gefühl, welches er in ihm betrachtet, ist die Vaterlandliebe; dieser Abschnitt gehört zu den vollkommensten des Werkes. Die folgenden handeln von dem Verlangen nach Glück, von dem Gewissen, von den Gewissensbissen, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Gefahr und Unbrauchbarkeit der Gottesläugnung. Bis hierher gehören die Betrachtungen nicht ausschließend dem Christenthume an, denn er nennt Alexander und Cäsar als Beispiele gottandächtiger Helden; doch kehrt er zu seinem Gegenstande zurück, denn er behandelt die Belohnungen und Strafen eines andern Lebens, das jüngste Gericht und das Glück der Gerechten; diese letzten Abschnitte sind außerordentlich kurz, und wenig bedeutend. Wichtiger schien uns in dem Buche über den sittlichen Menschen ein Gemälde der ungläubigen, oder vielmehr gottesläugnerischen Frau auf dem Todtenbette.

Nach der Schilderung des Verlassenseyns dieser Frau in ihrem Alter, sagt der Verfasser: «Ach! dann ist die Einsamkeit am tiefesten, wenn Gott und Mensch zugleich sich zurückziehen! Diese Frau stirbt, sie erlischt in den Armen einer bezahlten

Wärterin, oder eines Mannes, welcher über ihr Leiden Eckel empfindet, und berechnet, daß sie viele Tage dem Schmerze widerstand. Ein erbärmlicher Sarg verschließt die ganze Unglückliche... Bei ihrem Leichenzuge sieht man weder eine Tochter mit fliegenden Haaren, noch Schwiegersöhne, noch weinende Kindeskinder. Dieß aber ist das würdige Geleite, welches unter der Segnung des Volkes, und beim Gesange der Priester die Mutter der Familie zum Grabe führt. Vielleicht begegnet ein unbekannter Sohn, welcher das schmähliche Geheimniß seiner Geburt nicht weiß, durch Zufall dem Leichenzuge; er erstaunt über die Verlassenheit dieses Sarges, und fragt nach dem Namen des Todten diejenigen, welche den Leichnam den Würmern vorwerfen, wie die atheistische Frau es diesen versprach.» — Dieser letzte Zug erscheint mir von großer Kraft; es erscheint hier ein unbekannter Sohn, welcher dem Sarge seiner Mutter begegnet, und nichts fühlt als die Neugierde der Gleichgültigkeit.

Hier schließt die Entwicklung des ersten Theiles dieses Werkes. — Das Dichterische des Christenthums ist der Gegenstand der zweiten und dritten Abtheilung. Unter dieser Ueberschrift muß man die Schönheiten verstehen, welche die Dichtkunst dem Kirchthume zu verdanken vermag, oder nach dem Ausdrucke des Verfassers die Wirkungen der Christus-Religion auf die Poesie. Herr von Cha-

teaubriand unternimmt es, die Dichter des Alterthums mit den Dichtern der Christenwelt zu vergleichen; man muß erwarten, daß er nach den gegebenen Umständen die Vorzüglichkeit von diesen beweisen, und dann die Ursache der Ueberlegenheit in dem Kirchenglauben des Dichters finden werde. — Geht man aber noch weiter, und will man aus dieser Ueberlegenheit des Schriftstellers einen Beweis für die Wahrheit des Kirchenglaubens selbst ziehen, dann kann eine gefährliche Folgerung aus diesen Vordersätzen abgeleitet werden.

Homer, Virgil, Milton, Tasso, — dieß sind die großen Namen; doch kann man über die Wahl unter denselben zaudern. Ich will zugeben, wenn man es verlangt, daß Milton höher stehe als Homer und Virgil; aber wenn man unglücklicher Weise behaupten wollte, Homer sey reicher an Dichtung als Tasso und Milton, so fände das Kirchthum der Griechen einen Beweis, welcher der Christus-Religion fehlte; besäße aber Homer noch immer seine glühenden Vertheidiger, wie ehemals, so dürfen wir nicht verzweifeln, eine Madame Dacier zu finden, welche sich für ihn verbrennen ließe. Man muß also diese Betrachtung über die Göttlichkeit des Christenthums bei dem Ruhme der christlichen Dichter bei Seite setzen; darum ist es unangenehm gestehen zu müßen, daß an dieser Betrachtung allein

die beiden Bände hängen, deren Forschungen wir jetzt untersuchen wollen.

Die vorläufigen Ansichten des Verfassers sind im Allgemeinen geistanregend durch ihre Gründlichkeit und ihre Eigenthümlichkeit. Seine Vergleichung zwischen Homer, Virgil und Tasso verräth den meisten Geschmack. Gerne hört man von ihm: «man müsse sich hüten vor den Kühnheiten der Schreibart; wenn man sie suche, so werden sie zu einem knabenhaften Wortspiele, welches eben so verderblich für die Sprache als für den guten Geschmack sey; man falle in seltsame Irrthümer aus Furcht vor der Nachahmung, welche Furcht nichts hervorbringt als die Ehre einer mittelmäßigen Originalität und einer eigenthümlichen Barbarei.»

Das verlorene Paradies war für den Plan und Zweck des Verfassers das würdigste Gedicht zur Anstellung von Betrachtungen. Dieses Gedicht erinnert wohl bisweilen an die eben ausgesprochenen Sätze; aber es zeigt eine Größe, eine Stärke und eine Art von Schönheiten, welche bisher unbekannt waren, und welche offenbar ihren Ursprung dem Kirchenglauben verdanken. — Der heilige Ludwig des Pater Lemoine, die Jungfrau von Chapelain, der gerettete Moses von Saint-Amand, der David von Coras verdienten die Anführung durch Herrn von Chateau-

briand nicht, denn diese christlichen Stoffe veranlaßten unglücklicher Weise nur sehr schlechte Gedichte, was man allerdings nur mit Ungerechtigkeit auf Rechnung der Religion der Verfasser schreiben durfte; aber unglücklicher Weise mahnen diese Gedichte an den berühmten Bannspruch Boileau's, welcher ihn gegen dieselben schleuderte. — Aracuana, die Lusiada, der Messias, der Tod Abel's waren würdiger den Leser festzuhalten. Aber in dem ersten dieser Gedichte herrscht das christlich Wunderbare nicht vor; das zweite zeigt ein abentheuerliches Gemische von Christenthum und Mythologie; man findet darin die heilige Jungfrau Maria und Bacchus.

Hr. v. Chateaubriand erkennt in der Henriade eine verständige Anlage, eine lebendige Darstellung, eine Reihe schöner Verse, eine hinreissende Sprache, einen reinen Geschmack, eine vollkommene Schreibart. Allerdings dürfte man von vielen Kunstrichtern nicht die ähnlichen Zugeständnisse erwarten; aber der Verfasser setzt bei, diese wichtigen Eigenschaften reichten nicht hin ein Heldengedicht zu machen, und darin hat er wirklich Recht. — Es liefe auf einen Wortstreit hinaus, wenn man untersuchte, ob dieses Gedicht genug von jenem Wunderbaren, von jener poetischen Maschinerie enthalte, um den Namen einer Epopee oder eines Heldengedichtes zu verdienen. Gewiß erscheint hier das Wunderbare

mit wenigerem Glücke angewandt als in den großen Heldengedichten von Homer, Tasso und Milton. Hr. v. Chateaubriand bedauert, daß er darin nicht finde «jene Schlösser des Alterthums mit ihren Burgverließen, ihren unterirdischen Gängen, ihren mit Epheu bedeckten Thürmen, ihrem wundervollen Sagen, ihren Druiden und Turnieren; aber Voltaire (setzt er bei) zerreißt die wohlklingendste Saite seiner Lyra; denn er weigerte sich jene heilige Kirchenschaar, jenes Heer der Blutzeugen und der Himmelsbothen zu besingen, welche seinen Geistesanlagen einen bewundernswürdigen Stoff dargebothen hätten.» —

Wir sind weit entfernt die Vortheile zu bestreiten, welche Voltaire's Geistesanlagen aus diesen Gegenständen hätten ziehen können; doch müssen wir bemerken, daß die alten Schlösser und die Druiden keine aus dem Christenthume entsprungenen Schönheiten wären. Uebrigens muß man rühmend bemerken, daß Herr v. Chateaubriand von Voltaire mit vieler Gerechtigkeit, mit Geschmacke und mit Anstand spricht. Er trennt sehr gut den Mann des Talents von dem Manne der Partei, und dieß muß man ihm zu einem Verdienste anrechnen in unserm Jahrhunderte, wo man uns bis zur Verachtung eines so seltenen Geistes stimmen möchte. — Herr von Chateaubriand verdient also die nämlichen Rücksichten von Seite seiner Kunstrich-

ter; indem man den Mißbrauch beklagt, welchen er bisweilen von seinen Geistesgaben machte, wäre es ungerecht die Augen über diese Geistesgaben selbst zu verschließen, und nicht anzuerkennen, wie mitten in seinen Irrthümern der Adel seiner Gesinnung, und die Erhabenheit seines Gemüths sich niemals verläugnet.

Ich folgte ihm in der raschen Entwicklung der vorzüglichsten Dichterwerke, für welche das Christenthum das Wunderbare lieferte. Einige sind schlechte Arbeiten; in einigen andern fand die Anwendung des Christenthums nicht auf eine glückliche Weise statt, oder es ist auf eine nicht würdevolle Art mit andern Erdichtungen verbunden. Man hätte also noch von den Schönheiten zu sprechen, welche Milton, Tasso und Klopstock der Christus-Religion verdanken, und welche allerdings nicht wenige sind. Doch müßte man diese Schönheiten mit jenen Homer's vergleichen, so wie mit jenen, welche auch diese neueren Dichter der alten Fabellehre verdanken; dieß aber hat der Verfasser nicht gethan. Man könnte sogar eine große Reihe von Schönheiten angeben, welche Hr. v. Chateaubriand selbst der Nachahmung jener Schriftsteller verdankt, welche nicht Christen waren; daher folgt, daß dieser Theil seines Werkes viel weniger beweiset als ankündigt.

Die Reihe der Sätze ist folgende. Milton,

Tasso, Klopstock stehen in einigen Hinsichten über Homer und Virgil. Sie verdanken ihre Ueberlegenheit dem Christenthume. Also ist das Christenthum vortheilhafter für die Dichtkunst als der Glaube Homer's und Virgil's. — Jede dieser drei Behauptungen unterliegt offenbar noch einem großen Streite ungeachtet der Beweisführungen des Herrn v. Chateaubriand.

Nach diesem Blicke auf die Dichtungen, für welche das Christenthum den Stoff darboth, prüft der Verfasser den Einfluß dieses Kirchenglaubens auf das Gemählde der Charaktere oder Gemüthsstimmungen; er wählt die schönsten Zeichnungen in der alten und neuen redenden Kunst; er vergleicht die Art, wie die heidnischen und christlichen Dichter mahlten die Gatten, nämlich Odysseus und Penelope, Adam und Eva; den Vater, nämlich Priamos und Lüsignan; die Mutter oder Andromache; den Sohn oder Gusman; die Tochter, Iphigenie und Zaire; den Priester Joad und die Sibylle; die Krieger Homer's und Tasso's Ritter; endlich wendet er sich zu den Leidenschaften. Dido erwählt er als das Musterbild des Alterthums; die christlichen Frauen, welche er ihr entgegenstellt, sind Phädra, Julie des Jean Jacques Rousseau, Clementine des Richardson, und Heloise. — Allerdings kann man sich einiges Erstaunens nicht erwehren, wenn man bemerkt, daß er dem Alter-

thume Charaktere entgegenstellt, deren Urbild es selbst lieferte. Betrachtet man aber die Gemälde, welche ein durch seine Hochachtung für den Kirchenglauben eben so als durch seine Verehrung vor den Alten bekannter Dichter uns von Andromache, von Phädra und von Iphigenie entwarf, so sieht man wie der Verfasser sich bemühte zu zeigen, daß der Neuere die Züge veredelte, und durch die Zartheit seiner Sinnesart die Fehler verbesserte.

Diese Betrachtungen veranlassen eine Menge sinnreicher Ansichten, welche aber nicht immer ganz richtig sind; eben so wenig gründlich ist die Untereinandermengung zweier Ursachen, welche man völlig trennen muß.

Wollte man die Wohltbaten des Christenthums darthun, so müßte man anführen die Abschaffung der Sklaverei, die Erweckung der Bruderliebe, die Zähmung der Leidenschaften, die Reinigung der Sittenlehre, die Erniedrigung des Hochmuths, die Erhebung des Armen zur Würde der Menschheit. Herr v. Chateaubriand entwickelt selbst alle diese Wohlthaten auf eine bewundernswürdige Weise in der Folge seines Werkes. — Man kann nicht zweifeln, daß die Civilisation, indem sie das menschliche Geschlecht verfeinerte, auch das Ideal der Charaktere vervollkommnete, nämlich das Urbild, welches sie uns zur Nachahmung vorstellte.

Daher entspringt jene Zartheit der Menschen so oft sie die anderen beurtheilen; daher entspringen auch die Anstrengungen der Künstler, um diese Zartheit in den Charakteren nicht zu verletzen, welche sie der Einbildungskraft darstellen.

Allerdings hatte die Religion großen Einfluß auf die Civilisation; denn von dem Kirchenglauben hängt der Bildungsstand ab; aber der Einfluß des Kirchenglaubens auf die Kunst erscheint nicht unmittelbar, und darum, weil die Sitten sich veränderten, vervollkommneten sich die Künstler mit den Sitten. Lamotte entwickelt diese Beobachtung vortrefflich. «Wenn die Dichtkunst, sagt er, in der Nachahmung der edeln Natur besteht, so folgt, daß derjenige der größte Dichter seiner Zeit ist, welcher am besten auswählt, wenn er übrigens die anderen in der Gabe der Nachahmung erreicht. Daraus folgt ebenfalls, daß nach dem Maße, als sich die Welt durch die Künste verschönert, und durch die Sittenlehre sich vervollkommnet, auch der dichterische Stoff sich veredelt, und daß mit gleichen Anlagen die Dichter dieser Zeit besser seyn müssen.» Daher kommen jene Züge, welche Racine einer Phädra und einer Andromache gab, und welche Euripides niemals aufzufinden vermochte. Er mahlte sie nicht weniger zärtlich, aber mehr zartsinnig; eben so gab er unwillkührlich seinen Helden einige Aehnlichkeiten

mit den Männern am Hofe Ludwig's XIV.; man weiß auch, daß die Verfasser der großen Romane jenes Zeitraumes diese Nachahmungen der Sitten ihrer Zeitgenossen etwas zu weit trieben. — Ueberdem sieht jeder Zuschauer in den Gesichtszügen der Personen nur denjenigen Zug, welcher mit seinen eigenen Neigungen zusammenhängt, um daraus den Hauptzug zu entwerfen.

Hr. v. Chateaubriand nennt Phädra eine christliche Gattin; so fand auch der große Arnaud in dieser Rolle ein schönes Beispiel des Kampfes der Leidenschaft und der Anmuth. — Aber was beweiset dieß Alles? Daß die Sitten, ich will nicht sagen sich vervollkommneten, sondern sich glätteten, denn die nämlichen Laster bestehen noch; die Mahlerei derselben ist sinnreicher, und darauf bezieht sich Alles. — Uebrigens will ich hier nicht ein Jahrhundert beurtheilen; ich gebe nur meine Ansicht über ein Buch. Doch hierin scheint mir der Verfasser die Verhältnisse der That und der Folgerungen erzwungen zu haben, um diesen Stoff seinem Plane anzupassen.

Der Beweis, daß diese Wirkung unabhängig von dem Kirchenglauben sey, liegt darin, daß jene ohne diesen bestehen kann. Man betrachte Homer und Virgil. Ihr Kirchenglaube ist der nämliche; dennoch reinigte der Dichter am Hofe des Augustus die Helden von ihrer Ruhmredigkeit, von ihrer

Grausamkeit, und wir dürften den frommen Aeneas auch wohl einen christlichen Krieger, Vater und Geliebten nennen. — Doch ist noch mehr zu bedenken. Man sallte den Kirchenglaubrn nicht immer mit den Leidenschaften der Menschen vermischen, denn sonst macht man ihn dafür verantwortlich; dieß geschah in Rücksicht der Phädra, und wir wollen hören, wie der Sohn des Verfassers den Vater darüber rechtfertigte. Er sagt: «Ich darf die Untersuchung über dieses Stück nicht schließen, ohne den ungerechten Verdacht einiger Kunstrichter zu zerstören, welche behaupten, es athme einen gefährlichen Geist für die Sittenlehre; denn diese Männer glauben darin den Himmel als Urheber des Lasters zu sehen. Die Sprache der Phädra gleicht in diesem Stücke völlig der gewöhnlichen Sprache der Heiden. Obschon völlig überzeugt von ihrer Freiheit (einer Wahrheit, welche wir stets in uns selbst fühlen) schrieben sie in dem Sturme ihrer Leidenschaften diese auf Rechnung irgend eines Gottes, und stellten diese Entschuldigung flink ihren Gewissensbissen entgegen.»

So viel nun über die Rolle der Phädra, welche man nicht erwarten konnte als einen christlichen Charakter angeführt zu sehen.

Ehe wir dieses Buch verlassen, dürfte es nicht unnütz scheinen, einige Sätze auszuheben, welche

man Ketzereien nennen könnte, um einen Ausdruck nach dem Wesen dieses Gegenstandes anzunehmen. — «Die schönere Hälfte der Dichtkunst, der Theil der Schauspiele, erhielt keinen Gawinn von der Vielgötterei.» — Der Verfasser vergißt, welchen Gewinn das alte Trauerspiel aus dem Glaubenssatze des Schicksals zog; wenn aber die Wirkungen dieser Art noch auf unserer Bühne großartig erscheinen, so muß man ihre viel größere Macht bei den Griechen anerkennen; daraus aber müßte folgen, daß das Trauerspiel durch die Veränderung der Religion verlor.

«Es scheint uns, Zaire sey als Stoff des Trauerspiels viel anziehender als Iphigenie.» — Niemals erhielt Voltaire ein schöneres Lob.

«Racine und Virgil erscheinen beide schüchtern in Zeichnung männlicher Charaktere; beide zeigen sich vollkommen in Zeichnung der Charaktere der Frauen.» — Dieß kann einigermaßen von Virgil gelten; aber Orestes, Mithridates, Acomat, Burrhus, Narcissus, Nero sind Schöpfungen Racine's, und gelten keineswegs als schwach gezeichnete Charaktere.

«Es scheint uns, alle Personen, welche in der Gerusalemme auftreten, ständen weit erhaben über jene in der Ilias. Tasso zeichnet in dem Ritter das Musterbild des vollkommenen Kriegers; Homer giebt in der Darstellung der Männer aus der

Heldenzeit nur eine Art von Ungeheuer. „Dieß kommt daher, weil das Christenthum seit seinem Ursprunge das schöne Urbild der Sittlichkeit, oder das schöne Urbild der Gemüthsrichtung aufstellte, welches die Vielgötterei dem Sänger von Ilion nicht anzubiethen vermochte. Darin liegt die Schönheit der ritterlichen Zeiten; dieß giebt ihnen den Vorzug sowohl über die Jahrhunderte des Heldenthums, als über die ganz neuzeitlichen Jahrhunderte.“ — In dieser Betrachtung liegt einige Wahrheit, aber sie scheint zu unbedingt ausgesprochen. Allerdings erscheinen die Ritter sehr geeignet für dichterische Darstellung; kann man sie aber mehr geeignet für die Dichtung nennen als die Helden Homer's? Dieß ist eine andere Frage!

Man bemerkt bei den alterthümlichen Heroen mehr Mannigfaltigkeit des Grundwesens. Allerdings beweisen sie weniger sittliche Güte, aber sogar ihre Fehler werden anziehend in der Dichtung; der Zorn des Achilles, die Rauhheit des Ajax, die Gottvergessenheit des Diomedes, die Hinterlist des Odysseus öffneten dem Dichter eine Quelle von Schönheiten. Die Greise erscheinen ganz schön in Homer. Priamos und Nestor zeigen eigenthümliche Gemüthsstimmungen. Die Frauen von Hecuba an bis zu Helena erscheinen auf allen Stufen der Gefühle und Gemüthsrichtungen ihres Geschlechtes. Dazu kommt, daß die Krieger Homer's eine ganz

andere Rednergabe zeigen als jene Tasso's. Allerdings gebührt der größere Theil dieser Vorzüge nur den Geistesanlagen des Dichters, und darum würde man auch nicht gründlich sprechen, wenn man daraus einen Grund für den Werth der Vielgötterei ableitete.

«Die Tugenden der Ritter, sagt Hr. v. Chateaubriand, erscheinen als wirkliche christliche Tugenden.» — Allerdings stehen die Tugenden mit dem Kirchenglauben im Zusammenhange, sie werden sogar durch ihn vervollkommnet; aber die Treue, die Aufrichtigkeit, die Uneigennützigkeit, die Selbstaufopferung, Schutz und Schirm der Schwachen zeigten sich bei den Kriegern aller Religionen. Gesetzt, sie gehörten ausschließend der Ritterlichkeit an, so dürfte man nicht vergessen, daß auch der Mohammedism Ritter hervorbrachte, welche nicht weniger zartsinnig in der Liebe, nicht weniger edelmüthig in der That waren als die christlichen Ritter.

Alle diese Beispiele beweisen nicht mehr als diejenigen, welche der Verfasser aus den Romanen auswählte. Denn wenn die Beredsamkeit der andächtigen Julie etwas bewiese, so müßte auch die Gemüthsstimmung des ungläubigen Wolmar eben so viel beweisen; da beide unglücklicher Weise den nämlichen Geheimschreiber besaßen, so fehlt auch die Beredsamkeit den Briefen Wolmar's nicht.

Im Allgemeinen geben alle Werke unserer Zeit, wenn sie das Gemälde der Leidenschaften aufstellen, eine gewisse Steigerung derselben durch die Furcht, nicht etwa nur weil die Religion die Unterdrückung derselben befiehlt, sondern weil die angestellte Erfahrung uns über die Kunst belehrte Vortheil davon zu ziehen, wenn wir die Wirkung bei dem Spiele der zwei Gegengewichte zeigen; diese erhalten den Zuschauer in der Ungewißheit über den Triumph oder das Opfer der Leidenschaft. — Die Alten ahneten schon diesen Kunstgriff; der vierte Gesang der Aeneis enthält ein Beispiel desselben. Aber die Neueren vervollkommneten die Grundsätze; vom Cid bis zur Zaire schweben die im höchsten Sinne tragischen Personen zwischen der Leidenschaft und der Pflicht.

Der Verfasser rechnet zu den dichterischen Vortheilen, welche man dem Christenthume verdankt, die kirchliche Begeisterung, welche die Dichtkunst so sehr begünstigt. Kann man aber dafür den Ausdruck passend finden das Christenthum betrachtet als Leidenschaft? Enthält das Wort Leidenschaft nicht im Allgemeinen einen bösen Sinn, indem es eine Gewalt bezeichnet, welche uns unterjocht, oder indem es einen unwiderstehlichen Hang bezeichnet, welcher gewöhnlich irre leitet? Diese Begeisterung lieferte allerdings sehr schöne Gegen-

stände; der Verfasser gibt einen Abschnitt über das Unbestimmte der Leidenschaften. Er sagt: «Noch haben wir von einem Zustande der Seele zu sprechen, welcher nach unserer Meinung noch nicht hinlänglich beobachtet ist. Er geht der Entwickelung der Leidenschaften voran, wenn nämlich unsere Fähigkeiten jung, thätig, ganz, aber verschlossen, sich bloß an sich selbst versuchen, ohne Zweck und ohne Gegenstand. Je weiter die Völker in der Civilisation fortschreiten, desto mehr vergrößert sich dieser Zustand vom Unbestimmten der Leidenschaften, du vague des passions. Denn es ereignet sich eine sehr traurige Erscheinung; die große Zahl der Beispiele, welche man vor Augen hat, und die Menge von Büchern, welche den Menschen und seine Gefühle schildern, machen geschickt ohne Erfahrung. Man ist enttäuscht, ohne genossen zu haben; es bleiben die Neigungen ohne die Täuschung. Die Einbildungskraft ist reich, überströmend und wunderbar; das Daseyn ist arm, trocken und entzaubert. Man bewohnt mit einem vollen Herzen eine öde Welt; und ohne Etwas genossen zu haben, hat man von Allem einen Eckel. Die Bitterkeit, welche dieser Zustand über das Leben verbreitet, ist unglaublich. Die Alten kannten wenig diese geheime Unruhe.»

Der Verfasser scheint nicht geneigt, die Entstehung dieser Krankheit dem Kirchenglauben zu-

zuschreiben; wenn dieß aber nicht der Fall ist, so könnte man fragen, warum er davon in dem Genius des Christenthums spricht. Er wundert sich, warum die neuzeitlichen Schriftsteller noch nicht daran dachten, diese seltsame Verfassung der Seele zu mahlen, und in Ermanglung anderer Beispiele giebt er das Leben René's. Dieser junge Mann durchreisete Griechenland, Italien, Frankreich, England; er sah Alles mit geringschätzendem Auge, wie jene gelehrten Leute, deren Geschmack dem Eckel gleicht. Das Unglück, daß er auf der ganzen Erde nichts findet, was seiner Bewunderung würdig wäre als «die Klänge der frommen Kirchenglocke, welche den Landmann zum Tempel des Herrn ruft» bestimmt ihn über dem Selbstmorde zu brüten. Eine Schwester, die Gespielin seiner Jugend, giebt ihm wieder Lust am Leben; aber bald entreißt sie sich seinen Armen, um in ein Kloster zu fliehen, wo René erfährt, daß die Ursache dieser Flucht in einer blutschänderischen Liebe liege. Diese Geschichte der Unglücksfälle René's könnte vielleicht in den Augen des Sittenrichters wenig löblich erscheinen sogar durch die Theilnahme, welche sie einflößt, wenn sie nicht mit einer sehr weisen Rede des Glaubenspredigers schlösse, welcher sie erfährt und zu René spricht: «Nichts verdient in dieser Geschichte das Mitleid welches man dir zeigt; ich erblicke einen jungen

Mann verliebt in Traumgesichte, welchem Alles mißfällt, und welcher sich allen Pflichten der Gesellschaft entzieht, um sich unnützen Träumereien hinzugeben. Darum ist man noch kein höherer Mensch, weil man die Welt in einem verhaßten Lichte sieht.» — Diese Worte sind gewiß sehr schön, und sehr vernünftig; aber es liegt darin, daß das Unbestimmte der Leidenschaften eine sehr gefährliche Krankheit sey.

Der Verfasser kommt zur Dichtkunst zurück, und beweiset, die Götterlehre habe die Natur verkleinert, indem sie die wahren Schönheiten zerstörte, weßwegen auch die Alten die beschreibende Dichtkunst nicht kannten: — Hr. v. Chateaubriand ist ein zu aufgeklärter Bewunderer der Alten, als daß wir es für nothig halten sollten ihn zu erinnern, man müsse noch jetzt zu ihren Werken gehen, um die schönsten Gemälde jener Natur zu finden, in welcher sie nach seiner Behauptung nichts Anderes sahen, als eine einförmige Opern-Maschine.

Beschreibende Dichtkunst — ist ein neues Wort, und man soll über Worte nicht streiten; doch müssen wir behaupten, Homer, Virgil und Boileau haben in jenem Theile der Kunst sich ausgezeichnet, welcher in der Mahlerei der Gegenstände besteht. Vielleicht lieferten sie eine beschreibende Dichtkunst ohne es zu wissen, denn sie beschrieben nicht um zu beschreiben; darum könnte man, ohne sie zu sehr zu be-

günstigen, sie als Muster denjenigen vorstellen, welche eine Reihe von Beschreibungen aufzustellen unternehmen.

«Die Apostel, sagt Herr v. Chateaubriand, hatten kaum begonnen die Freudenbothschaft zu verkünden, so entsprang auch die beschreibende Dichtkunst; Alles zeigte sich in Wahrheit vor demjenigen, welcher die Stelle der Wahrheit auf der Erde einnimmt.» — Dieß bedarf einer Erläuterung. Die Zwölfbothen beschäftigten sich wahrlich nicht mit den Angelegenheiten der Dichtkunst; jene Dichter aber, welche in der Welt unmittelbar nach ihnen auftraten, waren nur heidnische Schriftsteller, und zum Unglücke für die Behauptung stehen sie sogar in der beschreibenden Dichtkunst tief unter Homer und Virgil.

Der Verfasser spricht «von den Anachoreten oder Einsiedlern, welche die Süßigkeit der Felsenhöhlen, und die Wonnen der Beschauung schildern.» — Nicht Jedermann vermag darüber zu urtheilen. Die Kirchenväter, welche nach den Einsiedlern kommen, zeigten bisweilen große Beredsamkeit; aber fast Alle schrieben in ungebundener Rede, und diese paßte allerdings zu ihrem Gegenstande. Trifft man in ihren Werken schöne Gemälde der Natur, so muß man dennoch anerkennen, daß mehrere unter ihnen sich von der Natur entfernten, um dem falschen Geschmacke ihres Jahrhunderts zu folgen.

Der reine Geschmack verlangt hier eine Betrachtung auszusprechen. Wenn die Alten ihre Gabe für die Beschreibungen nicht bis zum Mißbrauche trieben, so hatten sie dadurch ein Verdienst mehr; sie lieferten nicht nur den Beweis ihrer Vortrefflichkeit in dieser Kunst, sondern sie verstanden auch dieselbe zu würdigen, und nur zu ihrem wahren Gebrauche anzuwenden, indem sie die Schranken derselben anerkannten. — Zwischen ihren Schilderungen und der Art beschreibenden Dichtung, welche jetzt bei den Neuzeitlichen so hoch in Ehre steht, herrscht eine wesentliche Verschiedenheit. Bei ihnen ist die Beschreibung lebhaft mahlerisch, weil sie nicht zu häufig erscheint und aus einem Gefühle hervorgeht, welches an dem Gegenstande selbst hängt. Bei jenen Dichtern, welche beschreiben um zu beschreiben, zeigt sich die Hand weniger kühn, und die Züge fallen ins Kleinlichte. Man bewundert mehr den Bau des Verses als den Geist des Poeten; denn das Gefühl kann unmöglich aus einer Reihe von Beschreibungen entspringen; dieß aber hindert nicht, daß nicht in einigen neuzeitlichen Werken bewundernswürdige Beschreibungen vorkommen. Doch scheint mir im Allgemeinen, man bemerke in diesen Gedichten etwas Gesuchtes, welches die Verfasser kaum zu verbergen vermögen.

Hr. v. Chateaubriand bemühte sich uns zu er-

klären, daß die Alterthümlichen im Allgemeinen die Sitten mahlten, während wir die Gegenstände mahlen; nach seiner Meinung hatten sie auch Recht, die beschreibende Dichtung als Nebensache zu behandeln. Wenn sich dieß aber so verhält, warum gab sich der Verfasser so viele Mühe zu beweisen, die bloß beschreibende Dichtkunst sey eine Wohlthat, welche wir dem Christenthume verdanken?

Eine andere Behauptung des Hrn. v. Chateaubriand, welche nach großem Streite unterliegen möchte, besteht darin, daß die christlichen Gottheiten (divinités chretiennes) einen hohen Vorzug in dichterischer Hinsicht vor jenen des Heidenthumes behaupten. Dieß sind doch wahrlich Gegenstände, welche auf Thatsachen beruhen; die göttlichen Persönlichkeiten, welche Homer uns darstellte, können gewiß ihren Platz behaupten, bis man uns auf eine siegreiche Weise handelnd zeigt in einem Dichterwerke — «jene Propheten, die Söhne des Voraussehens mit dem silberweißen Bart herabwallend auf die unsterbliche Brust, mit dem himmlischen Geiste herausstrahlend aus dem forschenden Auge — oder den Genius der Träumereien des Herzens — oder den Engel der Nacht ruhend inmitten der Himmel, gleichend dem Monde, welcher auf einer Wolke entschlief; seine Fersen und seine Stirne erglühen ein wenig von dem Purpur des morgentlichen und abendlichen Rothes — oder

den Engel der heiligen Liebe verleihend den Jungfrauen den himmlischen Blick — oder endlich den Engel der Harmonieen, welcher ihnen alle Arten von Anmuth verleiht.» — Boileau scheint bis hierher völlig Recht zu haben, und ich zweifle, ob er diese mystischen Ausdrücke in einem wissenschaftlichen Werke gebilligt haben würde; die Anwendung derselben müßte wenigstens mit der größten Nüchternheit geschehen. Der Verfasser vergleicht einige Ausdrücke Homer's und Milton's, Virgil's und Racine's. Bei dem Traume Athalia's setzet er bei: «Dieser Schatten einer Mutter, welcher sich hinneigt zum Bette ihrer Tochter, als wollte sie sich darin verbergen; dann aber plötzlich sich umstaltet in Gebein und zerfressenes Fleisch gehört zu jenen unbestimmten Schönheiten, zu jenen schrecklichen Eigenschaften der wahren Natur des Gespenstes.» Von allem diesem mag ich Nichts bestreiten; es enthält eine jener Aehnlichkeiten, worüber nicht alle Welt zu urtheilen vermag.

Die Hölle ist der Schauplatz, wo der Genius des Christenthums seinen Hauptsieg feiert. Milton und Dante lieferten meisterhafte Stellen. Doch muß ich unter der Zahl derjenigen, welche Hr. von Chateaubriand anführt, mehrere nicht anders bezeichnen als unverständlich. Zum Beispiele: «Ein kriechendes Ungeheuer voll Flammen schien auf die beiden andern Verbrecher loszustürzen; es

war schwarz und leuchtete wie Ebenholz; es schlug Einen von ihnen auf den Nabel, den ersten Gang der Nahrungsmittel im Menschen, und fiel gestreckt zu seinen Füßen hin. Der Getroffene sah es nicht und schrie nicht; sondern unbeweglich und aufrecht gähnete er wie beim Nahen des Schlafes oder eines glühenden Fiebers. Er gähnete und starrte auf das Ungeheuer, welches auch auf ihn starrte; beide betrachteten sich; der Mund des Einen und die Wunde des Andern rauchten wie zwei Schlünde, und die beiden Rauchsäulen erhoben sich neben einander. — Ich sah den Rücken des Einen sich spalten und trennen, und die Schenkel des Andern sich vereinen ohn' Unterlaß; die Haut ward hier ausgedehnt und weich, dort aber wie Schuppen hart; dann verkleinerten sich die Arme des Verbrechers an seinen Seiten, das Ungeheuer aber verlängerte zwei seiner Füße an seinen Hüften, und die beiden andern unten verbunden gaben ihm das Geschlecht, welches der unglückliche Schatten verlor. — So kann, sagt Hr. v. Chateaubriand, eine christliche Hölle werden unter einer Meisterhand. Wem dieses aber nicht eine Kraft unwiderleglicher Beweise für die dichterischen Schönheiten des Christenthums giebt, dem wird niemals etwas in der schönen Wissenschaftlichkeit erwiesen seyn.» *)

*) Der Verfasser von dem Genius des Christenthums hat in den spätern Ausgaben diese

Ach! man muß leider eingestehen, daß es sehr wenig Erwiesenes in der Wissenschaft des Schönen gebe; alle Wahrheiten ruhen darin auf dem Gefühle, darum zeigt sich überall Widerstreit, darum besitzt alle Welt das Recht zum Urtheil. Der Verfasser muß eingestehen, daß das Paradies als Ort der Seligen nicht mit dem nämlichen Erfolge geschildert wurde; er erstaunt darüber, daß mit so vielen Vortheilen die christlichen Dichter in dem Gemählde des Himmels kein Glück machten. Er setzt bei: «Um die Kälte zu vermeiden, welche aus der ewigen und immer ähnlichen Glückseligkeit der Gerechten hervorgeht, könnte man vielleicht versuchen in dem Himmel eine Hoffnung aufzustellen, irgend eine Erwartung eines größeren Glückes, oder eines unbekannten Zeitpunktes in der Umwälzung der Wesen.» — Dieses erinnert mich an vier kleine Verse, deren Inhalt ist: «Freund! das Glück entsteht aus vorhandenem Genuß, aus Erinnerungen, und zur Vollkommenheit der Freude aus dem Wunsche nach irgend einem Gegenstande.» *) Der Grund dieses Gedankens ist ganz wahr; aber der

---

Anführungen ausgelassen, und diese Lobsprüche verändert.

*) Ami, le bonheur se compose
De biens présents, de souvenirs;
Et pour avoir tous les plaisirs
Il faut reqretter quelque chose.

Verfasser spricht nicht von dem Glücke des Paradieses, und nicht von dem vollkommnen Wesen der Gerechten.

Hr. v. Chateaubriand weihte ein Buch der Vergleichung der Bibel mit Homer. Man weiß, daß in zwei großen Werken man Stücke finden kann, welche diese oder jene Meinung begünstigen. Im Allgemeinen schien uns dieser Gegenstand nicht mit jenem Scharfsinn behandelt, welchen man in vielen andern Stellen dieses Werkes wahrnimmt.

Den Einfluß des Christenthums auf Tonkunst, Mahlerei und Baukunst wage ich nicht zu untersuchen; zwei Sätze scheinen unwidersprechlich, daß der Gottesdienst allen diesen schönen Künsten Gelegenheit zur Ausbildung darboth, daß aber ihr Ursprung diesem Gottesdienste vorangieng.

Hr. v. Chateaubriand bezweifelt jene Ueberlieferung des Alterthums, welche der Liebe die Erfindung der Mahlerei zuschrieb. Allerdings ist es möglich, diese Ueberlieferung nur für ein sinnreiches Mährchen zu halten; aber kann man wohl nach Verwerfung der Begebenheit des Debutades im Ernste sagen: «Die christliche Schule suchte einen andern Meister; sie fand ihn in demjenigen Künstler, welcher ein wenig Thonerde zwischen seinen mächtigen Händen formte und sprach: Lasset uns den Menschen machen nach unserm Bilde. Für uns also bestand der erste Umriß

der Zeichnung in dem ewigen Urbilde Gottes, und das erste Standbild auf Erden ward jene berühmte Thonerde, welche der Hauch des Schöpfers belebte.» — Platon würde, wie der Verfasser, Gott als den ersten Grund aller Kunst anerkannt haben; aber Platon hätte auch eine sinnreiche Dichtung anerkannt, welche die Erfindung dem Gefühle zuschrieb, denn Platon wußte wohl, daß die Schöpfung des Vorbildes früher seyn mußte als das Standbild.

Alle diese Dinge sind als Gegenstände des Streites sehr gleichgültig, und ich möchte sagen sehr unnütz. Denn man gelangt zu keinen Beweisen, und wenn man dazu gelangte, welche Folge dürfte man wohl darausziehen? — Unglücklicherweise findet der Zweifel vielen Stoff bei allen Fragen, welche sich auf Gegenstände der Einbildungskraft, des Geschmacks und des Gefühls beziehen. — Darüber darf man nicht erstaunen, denn Hr. v. Chateaubriand selbst sagt mit Hobbes: «Eben so viele Gegenstände des Zweifels giebt es in der Mathematik, wie in der Naturkunde und Sittenlehre (contra geometras sive contra phastum professorum) und dasjenige, was man mathematische Wahrheit nennt, beschränkt sich nach Büffon, auf Identität der Ideen, und entbehrt der Wirklichkeit.»

Nach dieser Behauptung hat Niemand das

Recht sich zu entrüsten, wenn man seinen Aeußerungen den Zweifel entgegenstellt. «Die geometrischen Köpfe, sagt der Verfasser, schließen sehr oft falsch, denn sie wollen überall unbedingte Wahrheiten finden, während in Sittenlehre und Staatskunst die Wahrheiten beziehungsweise gelten. In der Mathematik muß man nur sehen auf den Urgrund, in der Moral aber auf die Folge.» — Dieß ist sehr gut gesagt, und nach meiner Meinung folgt daraus, daß die Wahrheiten nicht unbedingt seyn können, denn im Allgemeinen sind sie zusammengesetzt; aus dieser Verschiedenheit der Verhältnisse aber kann man sehr verschiedene Folgerungen ziehen. Daher entspringt die Versuchung, welcher unser Verfasser, so wie jeder andere, mehr als Einmal unterlag; er vernachläßigt nämlich einen Theil der Verhältnisse, um entscheidendere Folgerungen zu ziehen; er verändert ein wenig die Wahrheit, um den Erfolg zu erreichen. — So wirkte, zum Beispiele, eine Menge von Umständen, um die Erzeugnisse der Kunst zu verändern. Es ist vielleicht mehr anziehend, doch gewiß nicht mehr wahr, wenn man in einer einzigen Ursache den Grund der vielen Veränderungen aufstellt. — Treffliche Geister erlauben sich nicht unbedingte Wahrheiten auszusprechen, oder einzige Ursachen anzugeben; aber sie halten sich auch nicht verpflichtet zu huldigen den mehr oder min-

der sinnreichen Gründen, welche die Einbildungskraft angiebt.

Das Streben nach Effekt und Auffallendem macht auch, daß man sich von der Wahrheit der Schreibart entfernt. Die Natur ist es nicht, welche die räthselhaften Sprecharten eingiebt, deren Neuheit ergreift, obschon nicht immer befriedigt; die Natur will nicht jene besondern und gezwungenen Metaphern, jene Verschwendung der großen Worte für oft nur sehr einfache Gegenstände, und jene hochtrabende Kühnheit, welche dem Sprachgebrauche Hohn spricht durch Anwendung einiger zu gemeinen Redensarten. — Alles dieß macht den gesuchten Styl, dessen Hauptfehler darin besteht, ununterbrochen die Bewunderung anzusprechen, die Klarheit der Vorstellungen dem erzwungenen Glanze derselben aufzuopfern, und oft die Wirkung zu verfehlen eben deßwegen, weil man immer Wirkung hervorzubringen strebt.

Fragt man, welche Schreibart denn am besten passe für ein Werk von Beweisen, von Vernunftschlüssen, von Sittenlehre, von Gefühl, oder für eine Erzählung von Heldenthaten, Schlachten, Mährchen, Leidenschaften, so wird sich Niemand den Gedanken erlauben, der Philosoph müsse die einfache Schreibart dem Poeten überlassen. Nun denn! so versuche man vier Seiten des Telemach in den Genius des Christenthums zu

verflechten; alsogleich erscheint die ausgezeichnete Einfachheit des Einen neben der Schwelgerei der Dichtung in dem Andern. Der Schriftsteller des großen Jahrhunderts, groß gewachsen in der Erforschung der Alten, berathen durch den reinste Geschmack, wollte die Abentheuer des Sohnes des Ulysses beschreiben. Hätte Racine oder Boileau diese Geschichte geschrieben, so fände man darin wahrscheinlich den Reichthum der Schreibart, die Kühnheit der Bilder, welche dem Lütrin, der Phädra, der Iphigenia eigenthümlich sind; Fenelon aber, welcher nur in ungebundener Rede zu schreiben dachte, fühlte, daß er nur nach denjenigen Wirkungen streben müsse, welche dem Werkzeuge entsprächen, dessen er sich bediente. Er entsagte ganz dem Uebermaße der Redensarten, um in dem Schönen und Zarten der Erzählung die Wirkungen zu suchen, welche er hervorbringen wollte. Ich erkenne wohl, daß die Beschaffenheit seiner Geistesanlage auf diese Wahl einen Einfluß äußerte, und daß es vielleicht nicht in seiner Macht stand Redensarten anzuwenden in der Art Bossuet's. Aber hierzu war nicht der Ort! Voltaire tadelte ihn ob seiner etwas gedehnten Prosa, und dieser Tadel ist merkwürdig im Munde eines Prosaikers, welcher beinahe über alle Gegenstände schrieb, und sich nicht eine einzige dunkle oder anspruchvolle Redensart vorzuwerfen hat.

Worin aber besteht diese Weisheit Voltaire's in der Prosa? Weil er zugleich Dichter war. Darum kannte er die Mittel, die Wirkungen, die Gränzen dieser beiden Künste. Er gleicht einem großen glanzvollen Herren, welcher sich ohne Pracht zeigt, weil Niemand ihm seinen Rang zu bestreiten vermag.

Wir sehen Prosaiker, welche die Poesie in die Prosa übertragen, und Poesieen in Prosa geben Aber die Prosa des Herrn Delille ist immer natürlich; auch jene des Herrn Fontanes bewahrt sogar in erhabeneren Gegenständen stets jene Einfachheit, welche selbst einen Grundzug der wahren Größe ausmacht. Der Eine und der Andere sind Meister im Versbau.

Es genügt nicht etwas Schönes zu sagen; man muß es am rechten Orte sagen. Ein Mann, eben so ausgezeichnet durch seinen Geschmack als seine Geistesgaben, glaubte folgende Stelle nicht genug loben zu können: «Die Königinnen sah man weinend wie gemeine Frauen, und man erstaunte über die Menge Thränen, welche sich finden in den Augen der Könige.» Wenn man diese Worte in einer Trauerrede läse, so müßte man wirklich das Künstliche der Schreibart bewundern, wodurch der Verfasser an die Menge Freuden und Prachtzüge der Könige erinnert, und auf eine neue und kraftvolle Art eine ganz gewöhnliche

Wahrheit ausdrückt. Hörte man aber einen armen Glaubensprediger in der Einöde und in der Gegenwart eines jungen Wilden bei dem Tode eines Mädchens, das auf einem Todtenlager von Blättern liegt, sprechen von Königinnen, und sprechen in diesen rednerischen Formen, welche einen großen Zusammenlauf von Zuhörern erfordern, so müßte man ihm sagen: Sie sprechen sehr schön, doch ohne Eingebung, nur aus Erinnerung; Sie suchen nicht die Natur nachzuahmen, sondern Bossuet.

Die Nachahmung großer Meister ist nicht immer löblich, auch nicht immer glücklich. Seit langer Zeit suchten die Dichter auf eine mahlerische Weise jenes allgemeine Stillschweigen auszudrücken, dessen Wirkung eine so große Gewalt über die Seele zeigt. Durch einen jener Vorgänge, welche in ihrer Kunst so oft erscheinen, übertrugen sie an das Stillschweigen, welches an sich nur ein abgezogener Begriff ist, die Eigenschaften, welche ihm nicht zukommen. Der lateinische Sänger sagte: Die schweigenden Räume der Ferne. Darin liegt nun keine Figur. Milton wollte ausdrücken, daß die ganze Natur in Schweigen und Entzückung aufhorche, und sagte: Das Schweigen ist entzückt. Delille übersetzte dieß also: Er singt; die Lüfte antworten, und das Schweigen horcht. Anderswo sagt Delille: Er sieht nur die Nacht, und hört nur

das Schweigen. Dieser Dichter zeigt eben so viele Kühnheit, wenn er figürlich dem Schweigen dasjenige beilegt, was man nur von dem Worte sagen kann: «Befohlen war seine Antwort, und sogar sein Schweigen.» La Fontaine giebt dem Schweigen ein sehr bildliches Beiwort: «Entfliehet den Wäldern und ihrem weit verbreiteten Schweigen.» In allen diesen, mehr oder minder glücklichen Beispielen, zeigt sich die Absicht des Erfinders offenbar; man findet einen Grund für die Kühnheit des Ausdruckes. *) Wenn aber Hr. v. Chateaubriand in vielfacher Zahl sagt: Les premiers silences de la nuit, die ersten Stillschweigen der Nacht, dann begreift man dieß nicht. Man kann nicht mehrere Stillschweigen annehmen, so etwa, wie man mehrere Arten von Geräusch annimmt; jemehr Stillschweigen herrscht, gerade desto mehr herrscht auch die Einheit.

Wir kehren zum Hauptgange des Werkes zurück. Der Verfasser behandelt etwas streng die Meßkünstler, die Scheidekünstler, die Naturforscher, obschon es gewiß unter ihnen Männer giebt, welche sich eben so sehr durch ihre Frömmigkeit als durch ihre Wissenschaft auszeichnen. So viel ich dieses zu beurtheilen im Stande bin, so bezieht sich der Vorwurf darauf, daß sie die Sache der Wissenschaft nicht mit jener des Kirchenglau-

---

*) Il chante, l'air répond, et le silence écoute.
Il ne voit que la nuit, n'entend que le silence.
Sa réponse est dictée, et même son silence.
Fuyez les bois et leur vaste silence.

bens verbanden; daher kommt es, nach unserm Verfasser, daß die Wissenschaften nothwendig die irreligiösen Zeitalter herbeiführen. Er sagt: «Die Wuth, unsere Kenntnisse auf bloß sinnliche Zeichen zurückzuführen, und in den verschiedenen Gattungen der Schöpfung nichts zu sehen als Finger, Zähne, Schnäbel, könnte allmählig die Jugend zum Materialism führen.» — Ich habe kein Recht, mich zum Schirmherren der Wissenschaften aufzuwerfen; aber ich will mir erlauben anzudeuten, daß diese neuen Formen, nach Behauptung der Kenner, einzig dahin zielen, bloß Thatsachen aufzustellen, und strenge Folgerungen zuzulassen. Diese Art entfernt zwar alle Verhältnisse, welche sich die Einbildungskraft mit vieler Vorliebe aufstellt; aber sie läugnet dieselben nicht. Der Meßkünstler wie der Naturforscher richtet sich nach abgezogenen Begriffen, und daraus, daß man den Menschen unter den Säugethieren aufzählt, folgt nicht, daß er unter andern Beziehungen den Platz verliere, welchen er an der Spitze der Schöpfung einnahm.

Hr. v. Chateaubriand sagt uns anderswo, er habe den Plan gehabt, eine Naturgeschichte im kirchlichen Sinne zu schreiben, um sie allen wissenschaftlichen Werken der Neuzeit entgegenzustellen, worin Nichts erscheint als Materie. Niemand wird es mißbilligen, wenn man aus den Beobachtungen, welche über die Natur angestellt worden, Folgerungen über eine höhere Weltordnung zieht; aber man hat das Recht zu verlangen, daß die Aufstellung der Thatsachen ganz genau, und die Folgerung ganz streng gemacht werde.

— Ich glaube nicht, daß die Naturforscher sich verpflichtet halten, folgende Beobachtungen anzuerkennen. «Die Ziege hat etwas Zitterndes und Wildes in ihrem Tone, wie die Felsen und Trümmer, welchen sie sich gerne anhängt. — Das kriegerische Pferd ahmt den grellen Ton der Feldtrompete nach. — Fast alle Thiere, welche vom Blute leben, haben ein eigenthümliches Geschrei, welches demjenigen ihrer Opfer ähnelt. — Der Sperber klafft wie das Kaninchen, und miaut wie die jungen Katzen. — Die Katze selbst hat eine Art Murren wie die kleinen Vögel in unsern Gärten. — Der Wolf blöckt, brüllt oder bellt. — — Der Fuchs gluckt oder schreit. — Der Tiger hat das Brüllen des Stiers, und der Seebär hat eine Art schrecklichen Gestöhnes, wie das Geräusch der von den Wellen geschlagenen Dünen, wo er seine Beute aufsucht. Dieses Gesetz erregt Erstaunen, und verbirgt vielleicht ein schreckliches Geheimniß.»

Man sehe doch, bis wohin diese Art zu beobachten führen kann. «Man kann bemerken, daß der erste Selbstlaut des Alphabeth's sich fast in allen Worten findet, welche die ländlichen Aufgaben schildern, zum Beispiele, charme, vache, cheval, laboureur, vallées montagne, arbre, pâturage u. s. w. Eben so findet es sich in den Beiworten, welche gewöhnlich diese Worte begleiten, als pesante, champêtre, laborieux, grasse, agreste, laitage, frais, delectable u. s. w. Diese Beobachtung erscheint als vollkommen richtig in allen bekannten Sprachen. Der Klang A paßt zur Ruhe eines ländlichen Herzens, und zum Frieden länd-

licher Gemälde. Der Ton einer leidenschaftlichen Seele ist scharf, zischend, schnell; das A ist zu lang für sie. Man braucht einen ländlichen Mund, welcher sich Zeit läßt, es langsam auszusprechen. Doch paßt es auch zu den Klagen, zu den zärtlichen Thränen und zu dem natürlichen Ach eines Ziegenhirten. Die Natur endlich läßt diesen ländlichen Buchstaben vernehmen in ihren Klängen, und ein aufmerksames Ohr kann ihn vernehmen verschieden gebildet in dem Gemurmel gewisser Gehölze, wie in dem Säuseln der Espe nnd des Epheus, in dem ersten oder letzten Tone des Geblöckes der Heerden, und Nachts im Gebelle des ländlichen Hundes.» — Ich glaube nicht, daß man weiter gehen kann in der Erläuterung zu einem Verse Theokrit's.

Kehren wir zurück zu den Wissenschaften. Wenn sie zu dem Unglauben führen müßten, so würde die Kirche nur Dank verdienen, weil sie die Fortschritte derselbeu bisweilen hemmte. Aber es wäre nicht gerecht, wenn man als ein bleibendes und festgestelltes System der Kirche einige Irrthümer der päpstlichen Regierung betrachtete, welche von Vorurtheilen eben so wenig frei seyn konnte als die andern Regierungen. — Hat man die Geschichte von achtzehn Jahrhunderten zu durchblättern, so ist man nicht verlegen, um widersprechende Thatsachen. — Man findet diesen Papst und jenes Parlament, welche fortgerissen vom Geiste ihrer Zeit irgend eine nützliche Entdeckung verdammten; aber darum haben dennoch viele Kirchenglieder und viele Gesetzkundige wesentlich zum Fortschritte der Wissenschaften beigetragen, so wie auch die Regierungen im Allgemeinen zum Fortschritte ermunterten.

Hr. v. Chateaubriand beweiset sehr gut, wie viel die Wesenlehre und Sittenlehre, Metaphysik und Ethik, allerdings dem Christenthume verdanken. Er geräth aber in einige Verlegenheit, wenn er den Beweis unternimmt, daß das Christenthum nicht minder den Genius der Geschichte begünstige. Die griechischen und die römischen Geschichtschreiber scheinen siegreicher als die Dichter den Ruhm des Alterthums vor der Neuzeit aufzustellen. Man stellt ihnen einige englische Geschichtschreiber entgegen, Machiavel, Montesquieu, Voltaire, und vorzüglich Bossuet.

«Hume, Robertson, Gibbon, sagt Hr. v. Chateaubriand, folgten mehr oder minder dem Sallust oder Tacitus. Aber dieser letztere Geschichtschreiber rief zwei Männer in's Daseyn, eben so groß wie er, den Machiavel und Montesquieu. Dennoch muß man den Tacitus mit Vorsicht zum Muster erwählen; man läuft weniger Gefahr bei Titus Livius. Die Beredsamkeit des Ersteren gehört ihm so eigenthümlich an, daß nur derjenige sie versuchen kann, welcher auch seinen Geist besitzt. Tacitus, Machiavel und Montesquieu bildeten eine gefährliche Schule, indem sie jene anspruchvollen Worte einführten, jene trockenen Wendungen, jene schnellen Uebergänge, welche unter einem Anscheine von Kürze an das Dunkle gränzen und an den schlechten Geschmack. Lassen wir also diese Schreibart jenen unsterblichen Geistern, welche aus eigenthümlichen Gründen eine ihnen eigene Art erschufen, eine Art, welche auch sie allein durchzuführen vermochten, und welche in der Nachahmung gefährlich erscheint. Wir wollen bedenken, daß die Schrift=

steller der schönen Jahrhunderte in der Wissenschaft diese gezwungene Kürze der Ansichten und der Sprache nicht kannten. Die Gedankenreihen in Titus Livius und Bossuet sind reich und fein zusammenhängend. Bei ihnen entspringt jedes Wort aus dem vorangehenden Worte, so wie es auch das nachfolgende Wort bestimmt. Nicht durch Sprünge, nicht in Zwischenränmen, nicht in gerader Linie rinnen die großen Ströme (wenn wir dieses Bild brauchen dürfen) sie bestehen vom Ursprunge an ausgedehnt in einem ununterbrochenen fortwachsenden Wogengange; ihre Windungen verbreiten sich weit in den Ebenen; sie umfassen mit ihren ungeheuern Armen die Städte und Wälder, und tragen in den ungeheuern Ocean vergrößernd die Wasser, welche seine Tiefen zu erfüllen vermögen.» — Diese Stelle erscheint uns zugleich sehr wahr und sehr schön; aber man fühlt wohl, daß noch viele Dinge erörtert und aufgehellt werden müßten, ehe man sich für die Ueberlegenheit der neuzeitlichen Geschichtschreiber entscheiden könnte.

In Rücksicht auf Philipp von Comines sagt Herr von Chateaubriand: «Der alt-gallische Herr mit dem Evangelium, und mit seinem Glauben an die Ordensleute hinterließ bei aller seiner Unwissenheit Denkschriften voll Belehrung.» — Dieß ist allerdings wahr, aber der Beisatz erscheint als eine Uebertreibung: «Bei den Alten mußte man gelehrt seyn um zu schreiben; bei uns verfaßte ein einfacher Christ, welcher sich statt aller Wissenschaft der Liebe Gottes hingab, oft ein vortreffliches Werk.» — Hätte der Verfasser nur von den inspirirten Büchern, welche eben so schön als

gut sind, sprechen wollen, so ließe sich Nichts einwenden. Betrachtet er aber die kirchlichen Schriftsteller als Verfasser, dann hätte seine Behauptung, buchstäblich genommen, weniger allgemein seyn sollen. Führte er zum Beweise das Werk über die Nachahmung Jesu Christi an, dieß schönste Buch (nach Fontenelle) welches jemals aus Menschenhand kam, da das Evangelium nicht daraus gekommen, so könnte man einwenden, dieses Beispiel beweise Nichts, denn man ennt nicht gewiß den wahren Verfasser.

Nach Vergleichung der Geschichtschreiber vergleicht Herr von Chateaubriand die Redner. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß der Kirchenglaube einer neuen Art von Redekunst das Daseyn gab, und daß wir christliche Redner besitzen, welche wir mit Selbstgefühl den alterthümlichen entgegen stellen können. Dieser Theil des Werkes enthält große Schönheiten, aber der Abbé Olivet würde dem Verfasser folgende Wendungen nicht erlaubt haben: «Man lieset Einmal, ja vielleicht Zweimahle die Verrinen, die Catilinarien des Cicero, die Rede für die Krone und die Philippiken des Demosthenes.»

Er setzt auf Rechnung des Unglaubens den Verfall des Geschmacks und des Genie's. Hier erscheint eine der verwickelten Fragen, welche man nicht durch einige Behauptungen entscheiden kann. Es scheint, ein gerader Verstand müsse anerkennen, daß der Unglaube durch Aufhebung aller Verhältnisse zwischen Erde und Himmel die Empfindsamkeit vermindern, und die Einbildungskraft auslöschen müsse. Doch um zu diesem Haupterfolge

zu gelangen, muß man vor Allem die Vorstellung des Unglaubens treiben bis zu dem abgeschmackten Gedankenbaue, welcher das Daseyn Gottes läugnet. Zweitens wirken noch viele andere Ursachen zusammen bei Hervorbringung des Verfalls von Geschmack und Genie.

«Man bemühe sich nur immer (sagt Herr von Chateaubriand) den Genius Bossuet's und Racine's zu verkleinern; er gleicht jenem großen Standbilde Homer's, welches über die Weltalter herüberragt.» — Es scheint nach unserer Meinung nicht gerecht, die neuzeitlichen Schöngeister zu beschuldigen, daß sie sich bemühten das Verdienst Bossuet's und Racine's zu verkleinern. — Kann man mit Recht behaupten «der Unglaube erzeugt nothwendig den Geist der Grübelei, die abstracten Definitionen, die scientifischen Dinge, welche den Geschmack und die Redekunst tödten.» — Die alten Philosophen, welche nicht zu den Ungläubigen gehörten, Platon, Aristoteles, erschufen sie nicht eine Sprache, welche man seitdem als die Sprache der Schule bezeichnete? Alle Streitfragen, sogar jene der Gottesgelehrtheit nicht ausgenommen, erzeugten sie nicht den Geist der Grübelei?

«Es giebt in unserm Zeitalter, mit einigen wenigen Ausnahmen, (fährt der Verfasser fort) eine Art allgemeiner Frühgeburt der Geistesanlagen. Man möchte sagen, die Gottlosigkeit, welche Alles unfruchtbar macht, offenbare sich auch durch Verarmung der physischen Natur. Man werfe die Augen auf die Geschlechtreihen, welche dem Jahrhunderte Ludwig's XIV. folgten. Wo sind jene Männer mit den ruhigen und ehrfurchtgebie-

tenden Gestalten, mit der edlen Haltung und Tracht, mit der reinen Sprache, mit dem kriegerischen und kunstliebenden Wesen, welches erobernd und gebildet erscheint. Man sucht sie, und findet sie nicht mehr. Kleine unbekannte Männer wandeln, ähnlich den Zwergen, unter den hohen Säulengängen der Denkmale eines andern Menschenalters. Auf ihrer harten Stirne erblickt man Selbstsucht und Gottesverachtung; sie verloren den Adel des Gewands und die Reinheit der Sprache. Man möchte sie nicht für die Söhne, sondern für die Bastarde des vorangegangenen Geschlechtes halten.» — Diese Stelle scheint uns der Salbung zu entbehren; so hätte der ehrwürdige Sülly sprechen dürfen bei der Ankunft am Hofe Ludwig's XIII.

Man muß es für Uebertreibung halten, wenn man dem gegenwärtigen Menschenalter die Veränderungen in der Tracht zuschreibt, so wie die Verarmung der physischen Natur. Ist es aber wohl gewiß, daß in körperlicher Hinsicht das gegenwärtige Geschlecht ausarte? Wie kann man den Vorwurf der Gottvergessenheit einem ganzen Geschlechte machen, und wie paßt er zu einer andern Stelle des nämlichen Werkes?

«In unsern Tagen und vor unsern eigenen Augen endlich (sagt Herr von Chateaubriand) sind es wohl die Gottesläugner, welche die Gipfel der Pyrenäen und Alpen überstiegen, den Rhein und die Donau in Erstaunen setzten, den Nil unterjochten, den Bosphorus zittern machten, auf den Feldern von Fleurus und Arcole, so wie in den Linien von Weissenburg, an dem Fuße der

Pyramiden, in den Thälern von Pampelone und auf den Ebenen in Baiern siegten; welche Deutschland und Italien, Brabant und die Schweiz, die Inseln von Batavien und jene von Griechenland, München und Rom, Amsterdam und Malta, Mainz und Cairo durch Waffengewalt bezwangen? Sind es wohl Gottesläugner, welche mehr als sechzig Feldschlachten gewannen, mehr als hundert Festungen einnahmen, die Coalition acht großer Reiche vereitelten, und die Gewaltherren Indien's hinter den Einöden Asien's zittern machten. Sind es Gottesläugner, welche so viele Wunder vollbrachten? oder sind es christliche Bauernsöhne, und tapfere Hauptleute, welche ihr ganzes Leben hindurch an den Lehren ihres Kirchenglaubens hiengen? — Man bemerkt nicht, daß jene Starkgeister, welche sich bis zum Glauben an einen Gott nicht herablassen konnten, sich sehr beeilt hätten in die Schlachten zu ziehen. Aber wie schön wäre es dennoch gewesen, wenn ein Heer von Gottesläugnern sich den Cosaken entgegen stellte, welche in den Himmel zu steigen glauben, wenn sie auf dem Schlachtfelde fallen!» — Der Verfasser unterdrückte diese Stelle in den spätern Ausgaben seines Werkes; aber die Thatsachen bestehen, und sie scheinen dem gegenwärtigen Geschlechte, welches sie vollbrachte, zu gestatten, ohne Erröthen zu lesen die Kriegsgeschichte des Jahrhunderts Ludwig's des Vierzehnten.

Nach diesem Buche über die Künste, die Weltweisheit, die Geschichte und die Beredsamkeit handelt der Verfasser von den Harmonieen der Religion, das ist, von den Uebereinstimmungen des

Kirchenglaubens mit den Erscheinungen der Natur und mit den Leidenschaften des Menschenherzens.

Vor nicht gar langer Zeit fand man die Lehre von diesen Harmonieen oder Uebereinstimmungen, und die Leser, welche gar gern Alles begreifen möchten, was man ihnen sagt, besonders wenn ein Philosoph spricht, könnten wohl einigen Zweifel vorbringen gegen den Verfasser der Studien der Natur schon über die Legitimität dieses Ausdruckes. Da aber diese Harmonieen oder Uebereinstimmungen Verhältnisse sind, welche die Einbildungskraft zwischen den sittlichen und körperlichen Gegenständen aufstellt, so läßt man sich durch diese Zauberin hinreissen, und nimmt sich in Acht über Worte zu streiten.— Die Klöster, die Trümmer, die Volksandachten sind die Gegenstände, womit sich die Einbildungskraft des Verfassers nach und nach beschäftigt. Hier bietet er dem Leser bisweilen ganz vortreffliche und hinreissende Ansichten.

Um die Uebereinstimmungen des Christenthums mit den Leidenschaften darzuthun, wählte Herr von Chateaubriand die Form des Romans. Atala wurde von ihrer Mutter für ewige Jungfräulichkeit bestimmt; sie wird verliebt in einen jungen Wilden, und in einem Augenblicke, wo sie fürchtet den Entzückungen ihres Geliebten zu erliegen, verschlingt sie Gift, um die Seele ihrer Mutter der Verdammniß zum ewigen Feuer zu entziehen.

Diese Selbstaufopferung ist ungemein rührend; die Beschreibungen der Leidenschaft und der Katastrophe enthalten eine ergreifende Schönheit; der Glaubensprediger erscheint, um die Sittlichkeit des Werkes zu erhöhen, und die drei Hauptpersonen

sind gemalt mit ihren eigenthümlichen Farben, so wie die ganze umgebende Natur in dem vollen Reichthume der Schreibart und der Einbildungskraft sich darstellt. Die Schreibart dieses Romans trägt wohl auch die allgemeinen Fehler, welche wir schon in den andern Theilen dieses Werkes zu bemerken Gelegenheit hatten; sie zeigen sich hier sogar häufiger, doch zugleich weniger auffallend, denn hier spricht der Verfasser zur Einbildungskraft, und die Einbildungskraft ist nicht so streng wie Verstand und Vernunft.

Diese Liebeserzählung wurde der Gegenstand so vieler ernster Beurtheilungen, daß es unnütz scheinen möchte, heut zu Tage darauf zurück zu kommen. Nach meiner Ansicht kann man darin zwei wesentliche Haupteigenschaften nicht läugnen, jene zwei Haupteigenschaften, welche einem Werke die Fortdauer verbürgen, nämlich das Theilnahm-Erregende des Stoffes, und das Verdienst der Schreibart. Nur darauf muß ich bestehen, daß man sich nicht bemühe die Schwelgerei in anspruchvollen Redensarten zu vertheidigen, welche offenbar darin vorkommen. Man mag sagen, es sey poetische Prosa; in Rücksicht aller dieser Gedichte in ungebundener Rede bekenne ich laut und offen meinen Unglauben. Doch sonderte der Verfasser in den neuen Ausgaben seine Atala von dem Genius des Christenthums.

Wir kommen zu dem letzten Theile des Werkes. — Der Verfasser beschreibt zuerst das Ehrfurchterweckende und Gemüthanregende in den verschiedenen Gebräuchen des Gottesdienstes. Ein Buch beschäftigt sich mit den Gräbern, Ein Buch

mit der Priesterschaft. In den drei letzten Büchern findet man das Gemälde der Glaubensbekehrungen, der Ritterorden, und der Wohlthaten, welche die Gesellschaft der Christus-Kirche verdankt.

Nach dieser Andeutung erkennt man alsogleich, daß es sich nicht mehr darum handelt, den Kirchenglauben in dem Verhältnisse zu den Künsten zu betrachten. Hier will man also nicht mehr auf eine Weise, welche nicht gänzlich zu befriedigen vermag, die Vortheile desselben zeigen. In dieser Abtheilung gehört Alles ganz eigentlich dem Gegenstande; alle Folgerungen enthalten eine unbestreitbare Wahrheit. Hier ist nicht der Ort über den Nutzen der Mönchsorden zu streiten; man fühlt wohl, daß dieß eine vorläufige Anerkennung sey, welche man dem Verfasser gewähren muß. Doch verlangt er sie nicht, denn er glaubt diese Art von Anstalten in allen Beziehungen rechtfertigen zu können.

Aus dieser glücklichen Uebereinstimmung zwischen dem Gegenstande der Absichten des Verfassers und dem Wesen seiner Entwicklungen sowohl als seiner Beweise, kommt es, daß der Schmuck jetzt aus dem Stoffe selbst hervorgeht. Der Verfasser darf also nicht mehr seine Einbildungskraft abmühen, um da und dort dasjenige zusammenzuraffen, was der Gegenstand selbst nicht darboth; hier nun wird sein Urtheil gründlicher, seine Schreibart ungezwungener, und folglich sein Werk beredter. Diese Beredsamkeit zeigt sich kraftvoll an vielen Stellen; indem wir dem Schriftsteller volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und uns an die von ihm erhaltenen Geistesgenüsse erinnern, würden wir unser eigenes

Vergnügen verkümmern, wenn wir einige bizarre Phrasen, einige abentheuerliche Vorstellungen anführen wollten, welche ihm sogar dort entschlüpften, wo er sie gar nicht brauchte, um den Leser in Erstaunen zu setzen.

Indem er von den Ordensleuten redet, welche den zum Tode verurtheilten Verbrecher auf die Richtstätte begleiten, sagt er: «Welche Ehre, welchen Vortheil erreichten diese Mönche für so viele Opfer? Was anderes als das Verlachen der Welt und die Schmachreden sogar von den Gefangenen, welche sie trösteten! Aber die Menschen bekannten wenigstens, trotz ihrem durchgreifenden Undanke, ihre Ohnmacht bei diesen großen Ereignissen des Lebens, denn sie überließen dieselben an die Kirche als die einzige wahre Hülfe für den äußersten Grad des Unglücks. O ihr Abgesandte Jesu Christi, von welchen Katastrophen waret Ihr nicht Zeugen, Ihr, die Ihr in der Nähe des Henkers nicht verschmähtet, Euch mit dem Blute der Unglücklichen zu bespritzen, welchen ihr den letzten Freundschaftdienst erwieset! Hier erscheint Eines der größten Schauspiele der Erde; an den beiden Enden dieses Schaffottes stellen sich die zwei Gerechtigkeiten einander gegenüber, die menschliche Gerechtigkeit und die göttliche Gerechtigkeit; die Eine, unversöhnlich, auf das Richtschwert gestützt, wird begleitet von der Verzweiflung; die Andere, mit einem thränendurchnäßten Schleier, erscheint zwischen dem Mitleid und der Hoffnung; der Einen folgt als Diener ein Mensch des Blutes, der Anderen ein Mensch des Friedens; die Eine verdammt, die

Andere spricht los. Zum Opfer, sey es unschuldig oder verbrecherisch, sagt die Erste: Stirb! Doch die zweite spricht: Sohn der Unschuld oder der Reue, steig' auf zum Himmel!» — Diese bewundernswürdige Stelle könnte manche Fehler der Schreibart aufwiegen; mit ein wenig Geschmack vermeidet man diese Fehler; aber der Geschmack allein vermag keine so beredten Stellen in's Leben zu rufen. Das Buch von den Glaubenspredigten enthält viel Wunderbares und Geistanregendes. Das Buch von den Wohlthaten der Christus-Religion zeigt viele große und starke Ideen; man muß bedauern, daß diese Abtheilung, die letzte des Werkes, nicht die Hauptanlage des Ganzen ausmacht.

Werfen Wir nun einen Blick auf die Bahn, welche der Verfasser uns zu durchlaufen zwang, so bemerken wir, daß er zur Erreichung seines Zweckes, welcher in dem Beweise für die Vorzüglichkeit der Christus-Religion bestand, sich bemühte darzuthun, daß sie die schönen Wissenschaften und Künste mehr beförderte als die Vielgötterei. Dieser Gedankengang führte ihn auf blumigte, aber gefährliche Wege, worauf er sich bisweilen verirrte. Der Entschluß dasjenige zu entscheiden, was nach seinem Wesen Stoff zu entlosen Streitigkeiten seyn kann, zwang ihn sich mit einigen sinnreichen Ansichten zu begnügen und tausend Verhältnisse zu übersehen, unter welchen er, ohne den Erfolg seines Hauptsatzes zu untergraben, eine so verwickelte Frage, wie diese, nicht betrachten durfte.

Daher entstehen die Schlußfolgerungen, welche der Verstand nicht anerkennen kann; daher ent-

steht eine Art von Beweisen, welche dem Gegenstande selbst nicht entsprechen; daher entsteht eine Anstrengung der Einbildungskraft, um dem Verstande zu Hülfe zu kommen; daher entsteht die Bemühung durch die Wirkung der Schreibart dasjenige zu ersetzen, was diesem Theile des Werkes an wirklicher Stärke und Festigkeit abgeht; daher entstehen sogar die Fehler dieser Schreibart, die zu kühn ist, um richtig, und zu anspruchvoll, um kräftig zu seyn.

Doch muß die Billigkeit sogar in diesem Theile des Werkes anerkennen, daß alle Gedanken von würdiger Art, die Gefühle edel, die wissenschaftlichen Abhandlungen oft neu und scharfsinnig, der Vortrag frei und kühn, und fast immer gefühlvoll sey.

Betrachtet man aber endlich, daß ein anderer Theil dieses Werkes in Rücksicht auf Ordnung, Klarheit und Richtigkeit Lobsprüche fast ohne irgend eine Einschränkung verdient; — findet man darin zugleich mehr Einfachheit und Beredsamkeit, schöne Wendungen der Schreibart, reiche und glänzende Farbengebungen in den Gemälden der Natur, kraftvolle Schilderungen unserer Leidenschaften, reizende Beschreibungen, eben so wahre als starke Gedanken, rührende Gemüthsstimmungen und bewundernswürdige Stellen — so darf man sich nicht wundern, daß man ein solches Werk mit Begierde las, es in alle Sprachen übersetzte, es mit Begeisterung anpries; und man fragt sich dann nur, ob es nicht eine zu kleinlichte Sorge war, die Fehler desselben aufzusuchen und zu erörtern. Aber diese Sorge war eine von der Pflicht gebo-

tene Aufgabe, nicht eine nach Lust getroffene Wahl. Das Wohl der Wissenschaften verlangt, daß, indem man die würdigen Werke der öffentlichen Hochachtung empfiehlt, man zugleich ihre Unvollkommenheit andeute; die Menge der Nachahmer ist stets bereit sich der Manier eines Schriftstellers zu bemächtigen, ohne seine Geistesgaben zu besitzen. Bei einer so feierlichen Gelegenheit, wo derjenige, welcher Ruhm aller Art verleiht, unter so vielerlei Großthaten sich auch würdigt Palmen den schönsten Künsten zu ertheilen, mußte der wissenschaftliche Körper, welchem die edle Aufgabe gegeben ist, das Verdienst wetteifernder Geister zu prüfen, die Gerechtigkeit dadurch handhaben, daß er den Tadel kund gab neben dem Lobspruch.

IV.

Die Decade Philosophique Litteraire über den Genius des Christenthums.

Jahr 10. Nummer 27. 28. 29. *)

Erster Aufsatz.

Was ist dieses Werk? Ist es ein Abriß der Glaubenslehre, oder ein Lehrbuch der Dichtkunst, oder eine Abhandlung über Moral-Philosophie?

Ist es das Erste, so erscheint der dichterische Theil zu viel, oder nicht dasjenige, was er seyn sollte. Dieser Theil ist voll weltlicher Bilder, welche die Religion Christi, und noch mehr die Religion der Päpste verwirft. Die Dichtung der

*) Die neueste französische Auflage von dem Genius des Christenthums fügt zu diesen Aufsätzen, welche man dem gelehrten Giuguené zuschreibt, eine Reihe lebhafter Noten, welche angeblich nicht von dem Vicomte von Chateaubriand selbst, sondern von den Pariser-Herausgebern sind.

Propheten, des Psalmisten, und der Hymnographen findet allein Anerkennung; alles übrige erscheint den strengen Augen wie Eitelkeit.

Ist es ein Lehrbuch der Dichtkunst, oder eine Abhandlung über den Gewinn, welchen die neuzeitlichen Dichter aus der Christus-Religion ziehen könnten (und dieser Gegenstand könnte reich und anziehend in der Behandlung werden), so erscheint der ganze Theil von der Glaubenslehre wenigstens als überflüssig. Hätte Aristoteles in seiner Dichtkunst sich vorgesetzt, den Gebrauch zu erörtern, welchen die großen griechischen Sänger von der Götterlehren wirklich machten, und welchen man noch etwa davon machen könnte, so hätte er gewiß nicht damit begonnen zu zeigen die Wahrheit aller Glaubenslehren der Vielgötterei. Dieß war ein Geschäft für die Hierophanten und Jovis-Priester. *)

Ich will hier nur einige Betrachtungen aufstellen, nicht über den Grund des Ganzen, sondern über die Art der Behandlung. Ich will dieß ohne Ordnung und Hauptplan thun, sondern so wie die Gegenstände sich darbiethen, um den Schein einer schulgerechten Abhandlung zu vermeiden.

*) Die Kunstrichter, welche den Genius des Christenthums bekämpften, wiederholten beständig diesen Einwurf; sie stellten sich immer, als verkennten sie das Ziel und den Zweck des Verfassers. Sie zwingen uns, uns selbst zu wiederholen, und den Leser wieder auf die Vertheidigung des Werkes zu verweisen, welche den Einwurf völlig löset. (Paris. Herausg.)

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Verfassers besteht darin, Alles dasjenige, was den Rüstigsten unter den Gläubigen als erhaben über die menschliche Vernunft erscheint, so daß es die Demuth und sogar die Aufopferung derselben erheischt, als ganz passend zu seiner Vernunft zu betrachten, so daß er in der That zu begreifen scheint, was alle Doktoren der Gottesgelahrtheit für unbegreiflich halten. *) Geheimnisse oder Mysterien! es giebt nach ihm gar Nichts, was mehr als sie zur Natur unseres Geistes und unserer Seele paßte. Nichts Schönes, nichts Süßes, nichts Großes in dem Leben als die geheimnißvollen Dinge. Geheimniß in den Gefühlen, in den Tugenden, in den Wissenschaften, in den Genüssen des Gedankens, in den Wäldern und Einöden, in den hieroglyphischen Monumenten oder Priester-Denkmalen, endlich in dem Menschen selbst. So verwechselt er das Geheime mit den Geheimnissen, und schließt, man dürfe also nicht erstaunen, wenn der Kirchenglaube aller Völker undurchdringliche Dinge, oder Geheimnisse enthalte.

Die Einbildungskraft, welche ihn meistens beherrscht, verläßt ihn auch nicht bei den strengen Beweisen und hohen Lehren. **) Wenn er zum Beispiele von dem Geheimnisse der Fleischwerdung

---

*) Es handelt sich hier nicht um den Glauben des Verfassers. Er spricht nur, und will nur sprechen, von der Schönheit der Geheimnisse oder Mysterien. (Paris. Herausg.)

**) Hier wird der Verfasser getadelt, daß er ausführte, was er ausführen wollte. (Paris. Herausg.)

spricht, ergreift ihn urplötzlich die Begeisterung bei dem Gedanken an die himmlischen Schönheiten Maria's; er wendet sich an alle Dichter und fordert sie auf die Mutter Gottes zu besingen und zu mahlen sitzend auf einem Throne von Unschuld, glänzend auf diesem Throne wie eine mystische Rose. *)

Seine Vorliebe für diese dichterischen Beschreibungen erglänzt auch in derjenigen, welche er von Moses giebt, wie dieser von dem Gebirge herabsteigt mit den Gesetztafeln des Decalogs. **) Es handelte sich darum, dieses Gesetz mit den alterthümlichen Gesetzgebungen zu vergleichen, und die größere Vortrefflichkeit desselben zu zeigen. Er beginnt damit, die ersteren auf eine trockene Weise zu übersetzen; dann radebrecht und verstümmelt er einige, wie jene des Pythagoras; die Gesetze Platon's läßt er ganz hinweg unter dem Vorwande, weil sie niemals in Kraft gesetzt wurden; endlich faßt er alle sehr ungenau zusammen, sucht sie in Widerspruch zu stellen, und macht Einwürfe gegen sie, deren Gründlichkeit nach dem gleich Folgenden beurtheilt werden mag. Ein Gesetz des Minos erklärt Jeden für ehrlos, welcher keinen Freund besitzt. «Dieser Gesetzgeber, sagt Hr. v. Chateaubriand, erklärte also für ehrlos alle Unglücklichen?» Wenn man aus dieser falschen Folgerung wieder folgerte, er selbst sey also nie

---

*) Die hier vom Kritiker bezeichneten Ausdrücke sind den Gebethen der Kirche entnommen.
(Paris. Herausg)

**) Ueberall wird der Zweck des Verfassers verkannt.
(Paris. Herausg.)

der Freund irgend eines Unglücklichen gewesen — was könnte er antworten?

Nachdem er mit dieser Leichtfertigkeit die ganze alterthümliche Weisheit behandelte, kommt er zurück auf die Gesetzgebung des Moses; auf einem entgegengesetzten Wege umgiebt er sich gewissermaßen mit den nämlichen Zaubermitteln, welche dieser Gesetzgeber in's Spiel setzte; er suchte auf seine Leser ungefähr die nämliche Wirkung zu machen, welche jener bei den Hebräern hervorbrachte. Sehet, sagt er, diesen Mann, welcher herabsteigt von den brennenden Höhen, und dann zeigt er uns, so zauberisch als er es vermag, diese ganze Geistererscheinung oder Fantasmagorie; er vergißt nicht, daß am Horizonte die Bergkette des Libanon erscheint mit ihren ewigen Schneeschichten und mit den Cedern, welche bis zum Himmel entfliehen. Dieß Alles ist gewiß sehr schön in der Dichtung und Mahlerei, aber es trägt Nichts bei zur Schönheit der zehn Tafelgebothe. *) Auch vergißt er nicht, daß die Nachkommenschaft Jakobs sich das Haupt verhüllet aus Furcht Gott zu schauen und zu sterben; dieß aber beweiset keineswegs die Wirklichkeit dessen, was sie sehen oder zu sehen meinten. **)

---

*) Besteht aber der Zweck des Verfassers nicht stets darin, denjenigen zu antworten, welche behaupten, daß es keine Schönheiten und keine Größe gebe in den Scenen, den Erinnerungen und den Ueberlieferungen des Christenthums?

(Paris. Herausg.)

**) Man sieht wohl, worin hier die Absichten des

Wenn die Einbildungskraft eine so große Rolle spielt in den ersten Büchern, wo der Verfasser handelt von den Geheimnissen, von den Heiligthümern, von den Tugenden, von der Ueberlieferung des Moses, und von andern Gegenständen, welche erheischen, daß er eindringe in die Dunkel der vorsündfluthischen Zeitrechnung; so kann man sich leicht vorstellen, welchen noch viel größeren Aufschwung sie nehmen werde in jenem Buche, wo er auf seine Weise zu beweisen sucht, was schon so oft ist bewiesen worden, das Daseyn Gottes aus den Wundern der Natur. Hier ließ er freien Lauf seiner Geistesanlage für die Beschreibung, welche er in einem seltenen Grade besitzt, und worin er heutzutage vielleicht nur einen Nebenbuhler, oder wenigstens nur einen Obsieger hätte, wenn die häufigen Uebertreibungen, die Bizarrerieen oder Sonderbarkeiten, Ausdrücke von schlechtem Geschmacke, und sogar Fehler gegen die Sprachkunde nicht so oft seine Schreibart entstellten. *)

Kunstrichters liegen. Aber wie kann er vergessen, daß sogar die Griechen nach Homer das Haupt abwandten aus Furcht die Götter anzuschauen und zu sterben? Er nahm also einen allgemeinen Gebrauch des Alterthums für einen besondern Befehl des Moses.
(Paris. Herausg.)

*) Herr La Harpe, welcher eine Vertheidigung für den Genius des Christenthums bearbeitete, bemerkte, daß unter den Werken von so großer Ausdehnung er Eines derjenigen sey, welche die wenigsten Sprachfehler enthielte. Was die übrigen Flecken betrifft, welche der Kunst-

Wenn er von dem Gesange der Vögel spricht, giebt er sich viele Mühe, den Gesang der Nachtigall zu mahlen; aber leider scheint er nur die Nachtigall der Dichter zu kennen, nicht aber jene der Natur. Nur in Virgil erscheint die klagende Philomele, dann noch singend, wenn sie ihre Jungen verlor. In unsern Gebüschen singt sie nicht mehr, sobald jene herausgebrochen; wenn sie für dieselben die Nahrung aufsucht, so läßt sie nichts mehr vernehmen als eine Art kleinen unangenehmen Geschreis, begleitet von einem widerlichen Schnarren, welches mit ihrem früheren Gesange in keinem Verhältnisse steht. Es ist also ganz und gar unrichtig, was der Verfasser sich bemüht, sinnreich und neu der rührenden, aber ideellen Beschreibung Virgil's anzuhängen.

Die Vögel bringen ihm im Allgemeinen Unglück. Wenn er von diesem so anziehenden Theile der Naturgeschichte spricht, scheint er ein Gelübde gemacht zu haben, niemals in der Natur zu seyn. *) Er läßt die Schwalbe Sommers in den Trümmern von Versailles und Winters in dem Schutte von Thebä verweilen. Bei

---

richter anführt, so verschwanden sie fast ganz in den folgenden Auflagen. Ausgezeichnete Gelehrte fanden sogar, daß der Verfasser zu leicht auf Urtheile horchte, welche kein großes Gewicht hatten. (Paris. Herausg.)

*) Man könnte antworten, der Verfasser, welcher einen Theil seines Lebens in Wäldern zubrachte, habe Gelegenheit gehabt, die Naturgeschichte gründlicher zu treiben als sein Kunstrichter. (Paris. Herausg.)

seinen langen Wanderungen mochte er Versailles in Trümmern denken; wie aber konnte er nach seiner Rückkehr einen so falschen Gegensatz, welcher zu gar nichts führt, nicht der Wahrheit aufopfern? *)

Das Wasserhuhn, welches sich bisweilen auf die alten Schlösser setzt, giebt in seinen Augen den Vorzug den Wappen, welche in die Mauern eingehauen sind; und wenn es darin unbeweglich sitzt, könnte man es für einen Vogel der Wappenkunst halten, welcher vom Schilde eines alten Ritters herabfiel. Dieß ist kein gewöhnliches Traumgesicht; und es giebt vielleicht nicht zwei Menschenkinder hiernieden, welche der Anblick eines Wasserhuhns so gedankenvoll stimmt über Ritterschlösser, Wappenbilder, Schildhalter, schwarze Farbe und Vögel ohne Fuß und Schnabel. **)

Er theilt die Gottesläugner in zwei sehr verschiedene Reihen. «Die ersten, sagt er, folgerecht in ihren Grundsätzen, erklären ohne Zurückhaltung, es gebe keinen Gott, keinen Geist, keinen wesentlichen Unterschied zwischen Gut und Bös; die Welt gehöre den Stärksten oder den Listigsten u. s. w. Diese Männer sind offen, wenn man sie schon frech

*) Wie kann doch ein Mann von Verstand selbst einen solchen Einwurf machen? Wenn der Verfasser von den Trümmern zu Versailles spricht, sind es wohl die Mauern oder die Hoheiten, wovon er zu sprechen gedenkt?
(Paris. Herausg.)

*) Warum nicht, wenn das Wasserhuhn sich hinsetzt auf die Wappenbilder, welche in dem Gemäuer eingehauen sind? (Paris. Herausg.)

nennen muß.» — Ich glaube nicht, daß es etwas Gewöhnliches sey, eine solche Lehre predigen zu hören. Die Frechheit erschiene gar zu ungeschickt in dieser Offenheit. Dagegen sah man zu allen Zeiten Menschen, welche eine große Ehrfurcht für den Kirchenglauben zur Schau trugen, und in ihrem Leben Alles der Herrschaft der Gewalt oder List hinopferten. Leute, wie Borgia, wie Heinrich VIII., wie Cromwel, wie Ludwig XI., bekannten sich zur Gotteslauguung, dennoch sind es diese Starken und Schlauen, welchen die Welt gehört. Sie haben nach gehörigen Verhältnissen in den untern Reihen und in den niedrigen Ständen der Gesellschaft Nachahmer, welche sich durch ähnliche Mittel alles dessen bemächtigen, was sie zu erreichen vermögen, und für sie die Welt heißt. Aber auch diese gehören nicht zu den Predigern der Gotteslaugnung; ja, wenn es ihren Absichten diente, stellen sie sich sogar als recht-eifrige Christen.

Die Gotteslaugner der zweiten Reihe nennt der Verfasser «die Ehrenmänner der Gotteslaugnung, die Heuchler im Unglauben, abgeschmackte Leute, tausendmal gefährlicher als die ersten; sie wären im Stande mit trüglicher Süßigkeit alle Gewaltthat zu üben, um ihre Absicht aufrecht zu halten.» — Dieß sind denn wahre und starke Schmähungen, welche beweisen, was der Verfasser zu thun vermöchte, um seine eigene Ansicht zu behaupten. Doch hier ist noch nicht gesagt, wer die fluchwürdigen Heuchler seyen, und worin der Gedankengang dieser abscheulichen Menschen bestehe. Doch nun kommt dieß, und man muß erwarten von Kopf bis zu den Füßen zu zittern

und zu beben. «Diese Männer, heißt es, behaupten, die Gottesläugnung zerstöre weder das Glück, noch die Tugend, noch die gesetzlichen Gewalten der Gesellschaft; es gebe keine Lage, worin es nicht eben so vortheilhaft wäre, ein Ungläubiger als ein Gottandächtiger zu seyn.» — Wenn aber diese Ungeheuer ihre Lehre fortpflanzen wollen, so predigen sie vermuthlich durch ihr Beispiel. Man sieht sie glücklich in ihrem Innern, tugendhaft in ihren öffentlichen und besondern Handlungen, gehorsam den rechtlich bestehenden Gewalten, das ist, den Gesetzen und Denjenigen, welche gesetzlich erwählt sind, ihre Organe zu seyn; sie sind zufrieden mit ihrer Lage; sie berechnen niemals was sie glauben oder nicht glauben sollen in Kirchensachen; fragen nur, was sie wissen müssen, um im Handeln und Unterlassen sittlich zu seyn. Da begreife ich denn nun wahrlich nicht, warum sie heucheln sollten, warum man sie abgeschmackt nennen könnte, warum sie als schädlich für das Gemeinwesen erschienen, und zu welchen Gewalthaten sie etwa schreiten möchten, um ihren Gedankenbau zu behaupten, bis man sie überzeugte, daß sie ihn ändern müssen.

Man bemerke wohl, daß man sie hier nicht der Gottesläugnung beschuldigt; in der That läßt sich auch nicht begreifen, warum sie nach ihrer bezeichneten Sinnesart die Gottesläugnung entweder aussprechen, oder zu verbreiten suchen sollten. Man beschuldigt sie nur, daß sie ihr Glück, ihre eigenen und die fremden Pflichten auf Grundlagen erbauen, welche sie für mehr fest, für minder beweglich, und für allgemeiner halten als die Meinungen des Kirchenglaubens. Vielleicht erscheint dieß abgeschmackt

oder abscheulich in den Reichen der Einöde; aber in jedem gebildeten Staate, in jeder großen staatsbürgerlichen Verbindung besteht die Hauptfrage darin, ob abgesehen von dem Glauben, welcher bloß Sache zwischen Gott und Mensch ist, man nicht unendlich gewänne, wenn man auf solche Grundlagen das Gebäude der Sittenlehre errichtete, welche Sache zwischen Mensch und Mensch ist. *)

Anstatt diese Hauptfrage zu erörtern, untersucht der Verfasser, ob es dem glücklichen Menschen oder dem unglücklichen Menschen Vortheil bringe, die Gottesläugnung anzuerkennen; darum handelt es sich gar nicht. Alle großen Feldherren des Alterthums zeichneten sich aus durch ihre Gottesandacht. Meinetwegen! doch sollte man Epaminondas und Scipio nicht vermischen mit Alexander. . . Von den Alten geht er zu den Neuzeitlichen über. . . Von den Feldherren und Krirgsheeren erhebt sich der Verfasser bis zu den Regierungen, und bis zu den Oberhäuptern der Reiche. Er fragt, ob diejenigen, welche die Völker beherrschen, etwa die Gottheit längnen sollen? — Warum sollten sie dieselbe läugnen? Wer hat ihnen dieß jemals gerathen? **)

---

*) Diese Stelle erklärt es völlig, warum dieser Kunstrichter das Werk so sehr mißbilligt, und den Verfasser so oft mißversteht.
(Paris. Herausg.)

**) Der erste Aufsatz schließt mit einer Ausbeugung auf das Repräsentativ-System oder die Volkswortführung, und über den Ursprung der höchsten Gewalt. Wir enthalten uns dieß zu geben, denn es handelt sich hier nicht um die staatsbürgerlichen Meinungen des Kunstrichters.
(Paris. Herausg.)

Zweiter Aufsatz.

Unser Verfasser setzt sich nicht in große Verlegenheit mit den Uebergängen. Nachdem er Alles erschöpfte, was auf Glauben und Daseyn sich bezieht, erklärt er, dieser Gegenstand führe ihn ganz natürlich zu der Untersuchung über die Wirkungen der Christus-Lehre auf die Dichtkunst, die schönen Wissenschaften und die freien Künste. Aber natürlich oder nicht, diese Abtheilung, welche er als das Poetische des Christenthums betitelt, macht das Wesentliche aus. Für dieses ist alles Uebrige geschrieben, und vielleicht hätte er sich darauf beschränken sollen. Aber auch in dieser Abtheilung, welche zwei ganze Bände einnimmt, trifft man jeden Augenblick auf die Fehler, welche man in den andern wahrnimmt.

Zuerst giebt er einen Ueberblick über die vorzüglichsten Gedichte, wo das Wunderbare des Christenthums die Fabellehre ersetzt. Das erste, welches sich ihm darbietet, ist Dante. Man erstaunt, daß er nur in zwölf Linien darüber spricht, und dieß nur um zu sagen, daß er Nichts darüber sagen werde.

Tasso's Gerusalemme ward weitläufiger behandelt, obschon es nach dem Verfasser nichts wahrhaft Gutes darin giebt, was Andere nicht vor ihm gesagt hätten.

Dann redet er im Allgemeinen viel treffender von Milton, und man sieht, daß er ihn besser kennt.

Eine sehr richtige Bemerkung, welche der Verfasser über die Henriade, doch nicht der Erste,

anstellt, besteht darin, daß dieses Gedicht, zu welchem das Christenthum gewisser Maßen den Grundstoff liefert, nicht genug enthält von den Gebräuchen, Kirchenformen, Glaubensmeinungen, mit einem Worte, von dem Wunderbaren, welches dieser Religion eigenthümlich ist. Er bezeichnet einige Triebfedern, welche der Dichter hätte anwenden können. Ist es aber wahr, daß er bei mehr als Einer unserer Heiligen eben so große Gewalten wie bei den alterthümlichen Göttinnen, und eben so liebliche Namen wie bei den Grazien hätte finden können? Bei einem Volke, welches bereits von so vielen Täuschungen zurückgekommen, und zur Auffassung der lächerlichen Seite der Dinge so sehr gestimmt war, bei einem Volke, wie dem unsrigen, beim Hervorgehen aus der Regentschaft, war es doch gar eine mißliche Sache um die poetische Maschine irgend einer Heiligen!

In den folgenden Büchern tritt der Verfasser seinem Gegenstande näher; er prüft die Verhältnisse der Dichtkunst zu den Menschen, zuerst in Rücksicht der Leidenschaften. Er theilt die Charaktere in natürliche und gesellschaftliche; die ersten sind die Gatten der Vater, die Mutter, der Sohn, die Tochter; unter den zweiten betrachtet er den Priester und den Krieger. Er zeigt in eben so vielen Abschnitten, daß alle diese verschiedenen Geistesrichtungen durch die Christus-Lehre eine Vervollkommnung erhielten, welche unverkennbar hervor tritt in allen Dichterwerken, seyen sie episch oder dramatisch, erzählend oder handelnd, wenn sie ihren Stoff aus diesem Kir-

chenglauben entnommen. Man könnte bisweilen anderer Meinung seyn bei seinen Vergleichungen berühmter Scenen des Alterthums mit neuzeitlichen Scenen; man könnte auch die Vermischung (welche er sich stets erlaubt) zwischen demjenigen, was Wirkung des Christenthums und des Zeitgeistes, vermeiden; aber man kann ein wirkliches Verdienst in diesem Theile seiner Arbeit keinesweges verkennen. Sie enthält für die Bewunderer des Alterthums ein tiefes Gefühl der klassischen Schönheiten; der Verfasser giebt einzig den Schönheiten den Vorzug, welche er wie in einer höhern Reihe gleichsam als übernatürlich betrachtet; über alle übrigen stellt er diese hoch empor.

Wenn er bis zum Charakter des Kriegsmannes gekommen, behauptet er nach der Idee, welche er von dem *schönen Ideale* sich machte, den Vorzug der Ritterzeiten vor den Heldenzeiten, und diesen Vorzug schreibt er auf Rechnung des Christenthums. Dieß kann man wohl behaupten, aber auch bestreiten; doch hätte er hier bei den allgemeinen Sätzen feststehen, und nicht so weit gehen sollen, die Vergleichung zwischen dem Ritter und dem wahren Christen ganz durchzuführen; denn bei Aufzählung ihrer Tugenden gibt es mehrere, deren Nebeneinanderstellung zu große Verschiedenheiten darthut.

Zum Beispiele. «Der Ritter durchzog die Welt zum Schutze der Witwen und Waisen. Hierin liegt die ganze christliche Liebe.» Ich will zugeben, die Ritter seyen nur auf Abentheuer ausgezogen, um diese guten Werke zu thun; so bleibt doch noch immer ihre etwas brutale Art die christ-

liche Liebe auszuüben; es scheint mir nicht, daß Lanzenstöße und Hiebe mit dem zweischneidigen Flamminger die Mittel seyen, wodurch die Freudenbothschaft die Bruderliebe unter den Menschen durchführen will. *)

Wenn der Verfasser später die Dichtkunst in dem Verhältnisse zu den Leidenschaften zeigt, unternimmt er es darzuthun, daß ein guter Christ mehr als irgend Jemand eingeweiht sey in den Geheimnissen dieser Art von Malerei; aber er stellt in dem ersten Abschnitte schon einen Hauptsatz auf, welcher allen Glauben für seine Behauptungen zu vernichten vermag. Er sagt: «Man kann nie zu viel die Gedanken zergliedern (eine Behauptung, welche nebenbei bemerkt alle Ideologen freispricht, und alle wider sie geschleuderten Bannsprüche vernichtet); aber es verhält sich ganz anders mit den Gefühlen. Will man diese ergründen, so wächst nicht die Wissenschaft, sondern die Unwissenheit; man darf die Sonde nicht einsenken in die Abgründe des Menschenherzens; die darin enthaltenen Wahrheiten verlangen das Licht der Dämmerung und der Ferne u. s. w.» Wenn man die Gefühle nicht ergründet, wie kann man sie richtig malen? Wenn das Menschenherz Abgründe enthält, wohin man die Sonde nicht fallen lassen darf, wie kann man sie kennen? Wenn man behauptet, man dürfe die Wahrheiten über die Tiefe des Herzens nur im Lichte der Dämmerung und der Ferne, also im Halbdunkel

---

*) Ueberall und immerdar ist der Zweck des Werkes verkannt. (Paris. Herausg.)

prüfen, gesteht man denn nicht klar ein, daß man diese Wahrheiten eigentlich nicht recht kennen und doch malen wolle, daß man also diese Gegenstände bloß für die Zwecke vorgefaßter Meinungen zu geben entschlossen sey, welche Meinungen man dann als Wahrheiten darstelle? *)

Daß alles dieß günstig sey für die Leidenschaften, für ihre Steigerung, und folglich in gewisser Hinsicht für die epische und dramatische, für die erzählende und handelnde Dichtkunst, welche in ihren Bewegungen und Wirksamkeiten Nahrung finden — davon will ich das Gegentheil nicht behaupten. **) Aber ich läugne, daß dieß ein sittlicher Gedankengang sey, welcher dem Menschen in der Gesellschaft nützt, und ich behaupte daher die Nothwendigkeit einen andern aufzustellen, welcher mehr zu dem Standpunkte seiner jetzigen Vernunftentwicklung paßt, doch nicht wie alle bisher vorgeschlagenen den Fehler besitzt, das Gefühlvermögen des Menschen müssig zu lassen, und nur zum Verstande zu reden.

Was setzt der Verfasser des Werkes diesem Allem entgegen? ***) Widersprüche und Traum-

---

*) Diese anscheinenden Widersprüche verschwinden bei Durchlesung des ganzen Abschnittes.
(Paris. Herausg.)

**) Weil der Kunstrichter nicht das Gegentheil behauptet, so hat also der Verfasser recht in demjenigen, was er zu beweisen suchte. Was aber den andern sittlichen Gedankengang betrifft, wovon der Kunstrichter spricht, so hat die Erfahrung alle Welt mit Eckel davon erfüllt.
(Paris. Herausg.)

***) Was ist dieß Alles? Etwa der sittliche

bilder. Er will eine Sittenlehre, aber ganz kirchlich. *) Er will eine Kirche, aber ganz dichterisch. **) Er will, daß diese Kirche das Christenthum sey. Er verkennt den finstern und ernsten Geist derselben, welcher eine Begierde verdammt, und einen Gedanken mit ewigen Qualen bestraft. Er versichert, sie habe den Geist mit einem Strahle von Himmelslicht entzückt, ohne den dichterischen Theil der Seele zu zerstören, und das Feld der Entdeckungen und Triebe zu verschließen. Er behauptet als eine Thatsache, daß der dramatische Ausdruck der Leidenschaften hundert für hundert durch die Einführung des Christenthums gewonnen habe; daß Racine's Phädra zum Beispiele den Vorzug vor jener des Euripides darum habe, weil Racine Christ gewesen, was Euripides freilich nicht war. Er meint die französische Phädra sey die verworfene Christin, die Sünderin, welche lebend in die Strafgerichte Gottes gefallen. Er meint in der andächtigen Julie sey die Liebe eine verworrene Stimme, welche hervordringt aus einem Heiligthume des Friedens, und dieser Schrei der Liebe verlängere mildernd den kirchlichen Widerhall der Lauberhütten; lauter Dinge, welche bis jetzt noch niemand wahrnahm in de

---

Gedankengang, worüber sich der Kunstrichter nicht erklärt? (Paris. Herausg.)

*) So wie alle großen Gesetzgeber. (Paris. Herausg)

**) Nicht ganz dichterisch, aber voll Größe und Bildlichkeit. (Paris. Herausg.)

Neuen Heloise. Dadurch erscheint wie ein Buch der Frömmigkeit diese Liebesgeschichte, welche man bis jetzt als ein wenig irdisch und weltlich betrachtete, *) ebenso wie die wahre Heloise. Diese Geliebte Abailard's, welche uns die gluthvollen Briefe hinterließ, zeigt (nach dem Verfasser) die empörte Natur, lebendig ergriffen von der Gnade, und sich vergebens abkämpfend in den Umarmungen des Himmels. Hier erscheint ein sehr lebendiges und sehr leidenschaftliches Bild, vorausgesetzt, daß man sich versteht auf diese Umarmungen des Himmels; doch bei scharfer Betrachtung ist das Bild doch nur mittelmäßig christlich.

Der Verfasser endet damit, das Christenthum selbst als eine Leidenschaft zu betrachten. Seine Schreibart, im Allgemeinen sehr geeignet, ungeordnete Leidenschaften zu schildern, paßt hier sehr natürlich zu dem Gegenstande.

Eines der großen Verdienste, welches er in dieser Leidenschaft anerkennt hat, und welches sie auch in der That besitzt (wenn man es wirklich ein Verdienst nennen kann) besteht in der durchgreifenden Schwermuth, welche uns hinzieht in den Schatten der Klöster und der Gebirgshöhlen. Man mag, wenn man will, diese Eigenthümlichkeit als sehr passend für gewisse Arten der Dichtung ansehen; gibt es denn aber keine edleren, wirklich geselligeren Leidenschaften, womit man das

*) Jean Jacques wollte Julie'n einen frommen Charakter geben; er nennt sie selbst die andächtige. (Paris. Herausg.)

Herz des Menschen erfüllen und befriedigen könnte? Reden wir wahr und offen! Angenommen, Männer wie Antonius und Hieronymus, welche in den Einöden von Angesicht zu Angesicht wider die Leidenschaften streiten, welche gegen sie mit Thränen und Fasten sich waffnen, welche mit schweren Lasten ihre Schultern zur Zähmung eines empörten Fleisches belasten — angenommen, Polyeuct, dessen dichterischen Charakter Corneille vollständig bewies, obwohl er villeicht doch den entgegen gesetzten Charakter Paulina's als noch mehr für Dichtung geeignet zeigte — angenommen also, alle diese leidenschaftlichen, nämlich feuereifrigen und glaubenswüthigen Charaktere seyen vor allen andern poetisch und dramatisch, so folgte darum doch nichts für die Religion, welche sie in's Leben ruft; es folgte insonderheit gar nicht, daß man sie auswählen oder darstellen müsse als Musterbilder. Auch das Geschlecht des Pelops und des Atreus sind sehr poetisch und sehr dramatisch; könnte man sie aber wohl den Familien als Musterbilder zur Nachahmung darstellen? *)

Aber es erscheint noch eine Eigenthümlichkeit des Christenthums, welche der Verfasser als eine seiner Schönheiten betrachtet, und welche die Männer von Welt mit irdischem Sinne vielleicht anderst ansehen; sie besteht in der Hinwendung der Seele zu

---

*) Hierin stimmen die Ansichten des Kunstrichters völlig überein mit dem Hauptsatze des Verfassers. Die letzte Behauptung des Kunstrichters aber entfernt sich von dem Gegenstande, und führt zu einer andern Frage. (Paris. Herausg.)

dem Unbestimmten der Leidenschaften. Dieser Zustand ist vortrefflich geschildert «man ist enttäuscht ohne genossen zu haben; es bleiben die Begierden ohne die Täuschungen. Die Einbildungskraft ist reich, überströmend, und wundervoll; das Daseyn ist arm, trocken und entzaubert. Man bewohnt mit vollem Herzen eine öde Welt, und ohne Etwas genossen zu haben, hat man vor Allem einen Eckel.» Fragt man, wozu ein so beschaffener Mensch in der Welt tauge, und was die Gesellschaft durch das Daseyn vieler solcher Leute gewinne, könnte man schwer etwas Triftiges antworten. *)

Er kehrt wieder zur Abhandlung über das Dichterische zurück, und betrachtet das Christenthum in dem Verhältnisse des Wunderbaren, wo er es wiederum wie bei allen Andern hoch über die Vielgötterei empor hebt. Die Alten kannten nach ihm die beschreibende Dichtung nicht; sie entsprang aus dem Christenthume; und er zeigt ihre Geschichte. Gott nämlich, die Engel des Lichtes, die Geister der Finsterniß und die Heiligen vernichten in dichterischer Hinsicht alle Götter und Halbgötter der Fabellehre.

Das Christenthum begünstigt eben so sehr die schönen Künste als die Dichtkunst; es nützt allen Theilen der Gelehrsamkeit, der Weltweisheit, der Geschichte, der Beredsamkeit eben so sehr wie der

*) Der Verfasser tadelt ebenso wie der Kunstrichter diese unnützen Träumereien, welche er dem Christenthum zuschreibt. Man sehe die Vorrede zum René bei den Episoden.

(Paris. Herausg.)

Dichtkunst und allen freien Künsten. Dieß will der Verfasser in den vier folgenden Büchern beweisen. Ich will ihm in diesen Beweisen nicht folgen. Man kennt nun seinen Gedankengang und seinen Entschluß, die Christus-Religion in allem demjenigen zu erblicken, was gut in der Neuzeit erscheint, dagegen den Unglauben als den einzigen Quell alles Bösen in unsern Tagen anzusehen, den Vorzug endlich, welchen wir über die Alten behaupten, bloß als eine Wirkung des Christenthums zu betrachten. Dieß würde mich nun zu einer Untersuchung über die Grundlage führen, welche ich zu vermeiden beschloß, und welche nach unserer Vermuthung auch unsere Leser nicht wünschen möchten. *)

Dritter Aufsatz.

Wiederum ganz natürlich kommt der Verfasser von der Atala zum christlichen Gottesdienste. Er folgt eigenen Grundsätzen bei diesen Uebergängen; wir wollen also auch den unsrigen folgen. Er glaubte von den Glocken sprechen zu müssen,

*) Hier beginnt der Eckel der Krttiker für den zweiten Theil, wovon der Verfasser in seiner Vertheidigung spricht. Doch befinden sich hier, nach dem Urtheile aller Welt, die zwei stärksten Seiten des Werkes. Der Kunstrichter will dem Verfasser nicht folgen in seinen Behauptungen über Redekunst u. s. w. In der That könnte man schwer beweisen, daß Bossuet, Massillon u. s. w. nicht beredt seyen. Eben so schwer könnte man uns überzeugen, daß sie ihre Beredsamkeit nicht dem Christenthume verdanken.
(Paris. Herausg.)

ehe er von den Kirchen, den Ausschmückungen, den Gesängen und Gebethen handelte. Wir wollen also auch mit den Glocken beginnen.

Er hat nicht diesen Augenblick erwartet, um für sie in Leidenschaft zu gerathen. Man bemerkt in seiner ersten Episode, daß René nur sein Dollmetsch ist, wenn er ausruft: «O! wie schlecht muß ein Herz seyn, welches nicht aufhüpft beim Klange der Glocken seines Geburtsortes, jener Glocken, welche von Freude wiederklangen bei seiner Wiege, welche seine Ankunft in das Leben ankündigten, welche den ersten Schlag seines Herzens bezeichneten, welche rings in der Runde die freudige Munterkeit seines Vaters kund machten, so wie die unaussprechlichen Schmerzen und Wonnen seiner Mutter!»

Man muß eingestehen, es gebe nichts Schöneres und Rührenderes unter Allem, was man jemals von den Glocken gesagt.

Wenn man sich die Aufgabe macht, in einer ausserordentlich verwickelten Sache Alles zu vertheidigen, so verurtheilt man sich bisweilen zu gar seltsamen Behauptungen! *) Kann sich der Verfasser täuschen über das, was er Denjenigen entgegen setzt, welche wünschen, das Volk möchte in der Kirche verstehen, was man ihm vorsingt, oder was es selbst singt «Wir begreifen nicht (sagt er) was die Sprache Virgil's, und sogar in gewissen Zeiten und an gewissen Orten die Sprache Homer's so mißfälliges haben könnte.» Ich sehe es auch

---

*) Eben so, wie wenn man sich zur Aufgabe macht, Alles zu tadeln. (Paris. Herausg.)

nicht für meinen Theil, und eben so wenig für den Theil derjenigen, welche eben so wie wir oder noch besser als wir in diesen beiden Sprachen unterrichtet sind. Aber es handelt sich hier nicht um die Schönheit. *) Es handelt sich auch nicht darum, ob das Latein der Kirchengesänge denjenigen, welche Virgil's Sprache verstehen, wörtlich genommen, mehr oder minder gefallen werde. Aber es fragt sich, ob man sich im Geiste und in der Wahrheit mit Gebethen vereinen könne, welche in einer Sprache vorgetragen werden, die man nicht versteht. **)

Der Verfasser geht über zu einer metaphysischen Erklärung, deren Wesen sich schwer begreifen läßt. «Es zeigt sich hier (sagt er) eine merkwürdige Erscheinung. Worte, in lateinischer Sprache gesprochen, scheinen das andächtige Gefühl der Menge zu verdoppeln. Könnte dieß nicht eine natürliche Wirkung unseres Hanges zum Geheimen seyn? In dem Aufruhre seiner Gedanken, und in der Tiefe des Elends, welche sein Leben ausmachen, glaubt der Mensch, wenn er wenig bekannte oder ganz unbekannte Worte ausspricht, alles das zu begehren, was ihm

---

*) Gerade um die Schönheit handelt es sich hier.
(Paris. Herausg.)

**) Der Verfasser bemerkt in diesem Abschnitte, daß alle christlichen Gebethe französisch übersetzt seyen in den Horen oder Stunden für das Volk, daß aber auch die Gewohnheit Latein zu singen von ungeheurem Vortheile für die Wissenschaften gewesen, indem sie die Sprache Virgil's ins Heiligthum führte. (Paris. Herausg.)

mangelt, und was er nicht kennt. Das Unbestimmte seines Gebethes macht den Reiz desselben, und seine beunruhigte Seele, welche wenig ihr Verlangen kennt, bildet gerne Wünsche, welche eben so geheimnißvoll sind wie ihre Bedürfnisse.» Man sieht, wie getreu der Verfasser seiner Liebe für das Geheimniß sey, wovon wir schon andere Beweise besitzen.

Dann untersucht er, was man nach ihm die Kleinlichkeit und Barbarei der heiligen Kirchengesänge nennt. Er führt für sie an die dichterischen Uebersetzungen von Malherbe, Rousseau und Racine. Nun aber ist erwiesen, daß Malherbe, Rousseau und Racine nicht kleinlich und nicht barbarisch waren. Aber ist es dieß, was man beweisen sollte? *)

Nach den Glocken und dem Lateinischen kommt der Sonntag. Der Verfasser stützt seinen Lobspruch auf arithmetische und geometrische Verhältnisse, welche ich nicht untersuchen will; dieß ist eine abgethane Sache. Er hat hier auch physische Gegenstände eingemischt. «Nicht allein der Mensch (sagt er) sondern auch der Ochs kann nicht neun Tage nach einander ackern; am Ende des sechsten Tages scheinet sein Gebrülle die Stunden zu verlangen, welche der Schöpfer zur allgemeinen Ruhe der Natur bezeichnete.» In der Anmerkung setzt er bei: «Die Bauern sagten: Unsere Ochsen kennen den Sonntag, und wollen an diesem Tage

*) Nicht die Geistesanlagen dieser großen Dichter wollte der Verfasser bewundern machen, sondern die Schönheit der Stellen, welche sie aus der heiligen Schrift übersetzten. (Paris. Herausg.)

nicht arbeiten.» — Der Gebrauch mit Ochsen zu ackern, besteht nur in wenigen unserer Departements; man sieht wohl, welche die Bauern waren, die an ihren Ochsen dieß Widerstreben bemerkten. *)

Die folgenden Abschnitte sind geweiht der Erklärung der Messe, der Beschreibung und Lobpreisung des Fronleichnamfestes, der Bitttage, des Festes der drei Könige, der Weihnacht, und anderer Feierlichkeiten des Christenthums. Die Erklärung erschien mir schwach, aber der Eifer des Verfassers zeigt sich in den Lobsprüchen, so wie seine Geistesanlage in den Beschreibungen.

Nun folgen die Leichenbegängnisse, jene des Großen, des Kriegsmanns, der Reichen, der Armen, welche alle mit ihren eigenthümlichen Farben dargestellt sind. Die Rangordnung der Stände ist treu bewahrt, denn die Großen und die Kleinen haben im Tode wie im Leben ihre Prachtzüge und ihre Nacktheiten. Die Gebethe der Kirche sind vielleicht die nämlichen für die Einen wie für die Andern; ist es aber wahr, was der Verfasser sagt, daß der große Name Christ Alles gleich stellt im Tode?

Ein ganzes Buch beschäftigt sich mit den Gräbern. Es ist nicht lang, aber der Stoff ist reich, denn der Verfasser wirft einen Blick auf die Grabmale fast aller alterthümlichen und neuzeitlichen Völker. Soll man ihn loben über diese Rück-

---

*) Ohne die wohlwollende Absicht des Kunstrichters aufzudecken, wollen wir ihm bloß bemerken, daß die Hälfte (um nicht zu sagen drei Viertheile) von Frankreich mit Ochsen ackert. (Paris.-Herausg.)

ternheit, welche man in allen Abtheilungen seines Werkes angebracht wünschte? Soll man bedauern, daß er einen Gegenstand, welcher so gar sehr zu der gewöhnlichen Farbe seiner Vorstellungen und seiner Schreibart paßt, nicht weitläufiger behandelte? Wen aber sollte er durch eine Abhandlung über die Gräber bekehren? Wer läugnet die Theilnahme, welche sie einflößen?

Die Geschichte des Lebens Jesu Christi, jene der Priesterschaft, welche ihm so wenig gleicht, die Weltgeistlichkeit mit ihren Kirchenwürden, die Ordensleute mit allen ihren Regeln und Absonderungen, die Lobreden auf die klösterlichen Anstalten, das Gemälde der Sitten und des Lebens der Mönche, der Kophten, der Maroniten, der Trappisten, der Karthäuser, der Glaubensprediger u. s. w. beschäftigen nach und nach den Verfasser; sie sollen aber uns nicht beschäftigen. *) Die Beschreibungen, die Thatsachen, bisweilen sogar die Mährchen und die Volkssagen, Alles dient ihm, Alles hat seine Schönheiten, seinen Reiz, seine Dichtung.

Hr. v. Chateaubriand gefällt sich die Trappisten zu beschreiben; er geräth in Entzückung über den Bruder mit seinem Memento Mori, welches diese abgehärmten und stillschweigenden Gespenster beim Begegnen einander zuriefen; dieß heißt nun die Sittenlehre in Thätigkeit gezeigt. Und dann der sterbende Trappist, mit welchen finstern und treuen Farben erscheint er hier gemahlt! dieß nun heißt hohe Weisheit!

*) Doch bestand darin das Wesentliche. Aber der Verfasser tritt hier zu kräftig auf; man muß schweigen über diesen Theil. (Paris. Herausg.)

Ich will ihm nicht folgen in seinem Buche von den ausländischen Glaubensbekehrungen, in der Levante, in China, in Paraguay, in Guyana, in den Antillen. Dieß ist zu viel Weg nach einer so langen Wanderschaft; frei gesagt, ich bin ein wenig müde von der Reise, und vielleicht bin ich es nicht allein. Doch vielleicht ist dieses Buch eines der anziehendsten des Werkes. *) Der Verfasser bewundert ganz aufrichtig die Selbstaufopferungen, die Entsagungen, den Muth; sie sind auch wirklich bewundernswürdig, mag der Antrieb was immer für einer seyn, wenn sie nur nicht glückliche, unschuldige, friedliche Völkerschaften ins Elend stürzten. **)

Ich hoffe, der Verfasser werde mich dennoch nicht mit denjenigen zusammenwerfen, welche er fähig glaubt, daß sie sich freuen könnten über die Qualen dieser Bekenner des Glaubens. Ich möchte auch nicht zu Jenen gehören, welche er spottend die Weisen nennt, weil sie nach seiner Behauptung mit hochmüthigem Mitleide fragen, was denn diese Mönche in den Einöden von Amerika zu thun hatten. Es ist Schade, das er durch ähnliche Züge von Bitterkeit Beschreibungen und Erzählungen entstellte, welche gemacht waren, jeden empfindsamen Leser anzuziehen.

Nun folgt ein Zug einer andern Art, wo der Parteigeist, möchte ich sagen, sich in aller seiner

---

*) Seltsamer Widerspruch eines Kunstrichters! Er will dem Verfasser nicht folgen in einem der anziehendsten Theile des Werkes.

(Paris. Herausg.)

**) Er zeigte mehr als bloße Bewunderung. Sein Werk bewirkte vielleicht die Wiederherstellung dieser erhabenen Anstalten. (Paris. Herausg.)

Häßlichkeit darstellt. Der Verfasser giebt, in seinem Abschnitte über die Glaubenspredigten auf den Antillen, rührende Stellen eines wohlwollenden Glaubenspredigers, des Paters Dütertre, über das Leben, die Arbeiten und die Leiden der unglücklichen Schwarzen. Nur einzig auf diese Weise hätte man davon sprechen sollen, meint er, und sagt: «Mit den großen Worten hat man Alles zu Grunde gerichtet; sogar das Mitleid erstickt, denn wer möchte es noch wagen die Sache der Neger zu führen nach den Gräueln, welche sie begiengen?» — Wer? Jeder vernünftige und empfindsame Mensch, jeder Freund der Menschheit. Doch darum handelt es sich nicht, und ich fühle mich keineswegs versucht, hier eine unzeitige Streitfrage zu erörtern. Aber der Verfasser fährt fort: «So viel Uebles haben wir gethan; so sehr haben wir die schönsten Angelegenheiten und die schönsten Gegenstände zu Grunde gerichtet.» *) Dann sagt er in einer Anmerkung über die schönsten Angelegenheiten und über die schönsten Gegenstände, welche wir zu Grunde richteten: «Diese Wahrheit zeigt sich offenbar bei den Vorstellungen der Trauerspiele Corneille's. Der Zuschauer bleibt fast kalt heut zu Tage bei den erhabenen Auftritten der Horazier und des Cinna. Hinter den großartigen Worten: Wie, kannst du mich beweinen, da ich sterbe für mein Vaterland u. s. w. sieht man Nichts als Blut, als

*) Giebt es etwas Vernünftigeres, als was hier der Verfasser behauptet? Man werfe die Augen auf Sanct Domingo! (Paris. Herausg.)

Gräuel und die Sprache der Tribune des Convents.» *)

Blinder und leidenschaftlicher Mann! sagen Sie noch, sie seyen nicht erfüllt von Parteigeist! Was hat denn in Ihrem Herzen die edle Fiber vertrocknet, welche sanft erzitterte beim Namen des Vaterlandes, bei dem Gedanken der Aufopferung für dasselbe, und bei den freisinnigen Versen Corneille's? Sie sind nicht erfüllt von Parteigeist! und dennoch, wenn man so edle, so süße, so menschliche, so natürliche Gefühle ausdrückt, sehen Sie nichts als Blut, als Gräuel und als die Sprache der Tribune!

Blut! Ha! sehen Sie doch wenigstens das Blut jener Million Franzosen, welches für eine Sache vergossen ward, deren Schönheit die Zukunft nicht anzuschwärzen, und die Gerechtigkeit nicht abzuläugnen vermögen wird. Es ward vergossen, um Frankreichs Besetzung und Knechtschaft zu verhindern, und darin die Freiheit zu gründen mit einem für alle kommenden Menschenalter unvergänglichen Glanze, und endlich einen ruhmvollen Frieden zu erobern.

Gräuel! Ach allerdings, und zwar schrecklich für jene Sache selbst, welche sie befleckten und gefährdeten, welche aber die gerechte Geschichte nicht mit ihr verwechseln wird. Vermischen aber nicht auch Sie selbst mit diesen Gräueln den

*) Es handelt sich nicht um ein Gefühl, sondern um eine Thatsache. (Paris. Herausg.)

Umsturz des Thrones und die Gründung des Gemeinwesens? *)

Der Convent und die Tribune! Die Tribune des Convents mit ihrer Sprache! Sagen Sie, wenn Sie gerecht seyn wollen in Ihrem Widerwillen gegen dieselben, **) die Sprache, welche die Parteien der Unterdrücker darauf sprachen, und deren Feuer ununterbrochen die Ränke und das Gold des Auslandes anschürten.

Woran hängen diese unheilbaren Vorurtheile? Woher kommen die unwillkührlichen Ausfälle ***) des Partheigeistes, welchen man leichter bei sich läugnen, als in sich heilen kann? Man lese nur das fünfte Buch, welches von der Ritterlichkeit handelt. Man findet darin die tiefe Sehnsucht des Verfassers nach diesen kriegerischen Anstalten. Er hält über Alle die Heerschau, und zollt Allen die Bewunderung; Geist, Form, Sitten, Liebschaften, Feste, Turniere, Cavalcaden über Berg und Thal, Zweikämpfe, Herausforderungen, Liebesabentheuer in den Schlössern, wo man wohl weiß, was den Rittern und Damen geschah; wackere Denksprüche und Erzählungen der Troubadours, seltsames Gemisch von Aberglauben, Waffenthat und Wollust; — alles dieß gehörte

---

*) Zum dritten Male bedient sich der Kunstrichter dieser Art von Waffen. (Paris. Herausg.)

**) Warum sollte sie der Verfasser lieben? (Paris. Herausg.)

***) Der Kunstrichter macht einen Ausfall von drei Seiten auf den blinden und leidenschaftlichen Mann. (Paris. Herausg.)

der guten Zeit an, der Zeit der heiligen Unwissenheit. Alles dieß gefällt ihm, entzückt ihn, und erscheint ihm ganz unendlich christlich.

Ein anderer Irrthum, worein er verfallen zu seyn scheint, besteht in der Einbildung, die französische Staatsumwälzung habe die Ritterlichkeit zerstört, welche wahrlich schon seit langer Zeit untergangen war! *)

Weltweisheit und Geschichte haben die großen Verdienste anerkannt, welche die Christus-Religion dem Menschengeschlechte erwies, vorzüglich indem sie es unterstützte beim Hervortreten aus der Rohheit, worein es in jenen Jahrhunderten verfiel, welche gewissermaßen die alterthümliche von der neuzeitlichen Welt abtrennen. Die Zusammenfassung dieser Wohlthaten, womit Hr. v. Chateaubriand sein Werk beschließt, übertreibt einige derselben, und würde an mehreren Orten eine Prüfung gestatten. Zum Beispiele das Gute, welches einige Päpste den Wissenschaften und Künsten erwiesen, ist unbestreitbar; aber thaten sie dieß als Häupter einer Kirche? sind es kirchliche Mittel, wodurch sie waren und blieben, was sie seyn mußten, um den Wissenschaften und Künsten dieses Gute zu erweisen?

Wenn man die Dienste anerkennt, welche die Fortschritte im Landbau, die Vervielfältigung der Weiler, die Verschönerung der Städte den kirchlichen Orden verdanken, so kann man dennoch in dieser Hinsicht die nämlichen Fragen aufwerfen.

---

*) Wo scheint der Verfasser in diesen seltsamen Irrthum verfallen zu seyn? (Paris. Herausg.)

der Wohlstand, welcher sich rings um sie verbreitete; der Ueberfluß und die edle Gastfreundschaft in den Abteien und in den großen Klöstern sind ebenfalls unzweifelhaft; die Welt und die Zeit konnten sich sehr daran erfreuen; aber das Christenthum, die Sittenlehre, das Beispiel? Glaubt der Verfasser uns davon eine gute Vorstellung beizubringen, wenn er sagt: «Die Damen, sitzend auf ihrem Renner, die Ritter, ziehend auf Abentheuer, die Könige, verirrt auf der Jagd klopften mitten in der Nacht an das Thor der alten Abteien, und genossen die Gastfreundschaft an der Seite des unbekannten Pilgers?»

Auch den Einfluß des Christenthums auf die Entwilderung und Gesetzgebung Europa's darf man nicht verkennen, ungeachtet der Verschiedenheit der Zeiten. Kehrt es zurück zu seinem Geiste und seinem ursprünglichen Wesen, so kann es noch wirken auf die Sitten. Fürchtet aber der Verfasser nicht, die Wahrheit zu verfälschen, und ihr durch Uebertreibung zu schaden, wenn er sagt: «Der Letzte unter den Christen, wenn er nichts ist als ein Ehrenmann, steht in der Sittlichkeit höher, als der Erste der Weltweisen des Alterthums!»

Ich habe nur etwas Groll gegen mich selbst, daß ich so lange Zeit und so viele Aufmerksamkeit diesem Werke widmete, nicht etwa als verdiente es dieß nicht in mehr als Einer Rücksicht. Aber ich konnte mich aus dem Ganzen herausziehen, wie mehrere Andere, durch einige schneidende Redensarten, einige veränderte oder verstümmelte

Anführungen, einige feine oder plumpe Witzeleien. Unzufrieden vielleicht durch meine Schuld mit der Anlage dieses Buches, mit seiner Ausführung, mit den nach meiner Meinung wenigstens fast niemals richtigen und natürlichen Ansichten desselben, und unzufrieden sogar mit der Schreibart, obschon sie in mehreren Theilen, vorzüglich aber in dem beschreibenden Theile einen Grad von Vorzüglichkeit besitzt, welche ich mit Wohlgefallen anerkannte; — überzeugt, daß man mit den Geistesgaben des Verfassers, und sogar mit seinen kirchlichen Grundsätzen, den Menschen nützen und für die Tugend wirken könnte, ohne sich die Aufgabe zu geben, sie wieder in dasjenige zurückzustürzen, was sogar fromme Männer als erbärmlichen Aberglauben betrachten; *) — innigst überzeugt, daß wenn die Religion Gutes wirkte und noch wirkt, der Aberglaube stets nur Böses wirkte und wirken wird; fühlte ich mich gedrungen durch die Wahrhaftigkeit, wovon nichts mich heilen kann, vielleicht die Meinung einiger Leser zu verletzen, und was mich noch mehr schmerzte, vielleicht gegen meine Neigung und meine Absicht einen Mann von Geist zu beleidigen, welchen zu achten ich stets viele Gründe hatte, ohne je eine Ursache zu haben mich über ihn zu beklagen. **)

---

*) Immerdar ist der Zweck des Werkes verkannt. Der Verfasser bemühte sich nur, den Kirchenglauben gegen die Spottreden der Ungläubigen zu vertheidigen. (Paris. Herausg.)

**) Dieß ist doch in der That ein seltsames Bekenntniß nach einem solchen Kunsturtheile. (Paris. Herausg.)

Ich bin unwilliger auf ihn wegen der Kundmachung dieses Werkes, als er es über meine Beurtheilung seyn kann, und als ich es über mich selbst wäre, wenn man mir bewiese, daß sie falsch seye von einem Ende zum andern. Man kann sich trösten, wenn man sich mit redlichem Herzen über das Wesen eines Werkes irrte. Aber ich wage es dem Herrn von Chateaubriand vorauszusagen, er werde (wenn ihm einige verführerische Stimmen auch jetzt über den Erfolg seines Buches Täuschungen vormachen) es eines Tages sehr bedauern, daß er so offen und so weit *) auf einem Wege fortwandelte, wo weder wahre Frömmigkeit, noch Vernunft ihm zu folgen vermögen. In einigen Jahren ist er selbst vielleicht unzufriedner mit dieser auffallenden Arbeit, als ich es selbst bin.

*) Dieß sind geheimnißvolle Worte, welche der Kunstrichter vielleicht besser versteht als Wir. Mag er Hoffnungen hegen, welche er will, so sollte er doch wissen, daß ein Christ sogar in der Verfolgung es niemals bereut, den Glauben seiner Väter offen bekannt, und so viel ihm möglich, vertheidigt zu haben.

(París. Herausg.)

V.

Vertheidigung
für den
Genius des Christenthums
durch den
Vicomte von Chateaubriand.

Für einen angegriffenen Schriftsteller giebt es vielleicht nur Eine edle Antwort, das Stillschweigen; es ist das sicherste Mittel sich in der öffentlichen Achtung zu ehren.

Ist ein Buch gut, so verhallt der Tadel; ist es schlecht, so rechtfertigt es keine Vertheidigung.

Ueberzeugt von diesen Wahrheiten, hatte sich der Verfasser des Genius des Christenthums versprochen, niemals den Kunstrichtern zu antworten; bis jetzt hielt er fest an seinem Entschlusse.

Er ertrug ohne Hochmuth und ohne Entmuthigung die Lobsprüche und die Beschimpfungen; die ersten verschwendet man oft an die Mittelmäßigkeit, so wie die zweiten an das Verdienst.

Er sah mit Gleichgültigkeit gewisse Kunstrichter übergehen von der Beschimpfung zu der Ver-

läumdung, entweder weil sie das Stillschweigen des Verfassers für Verachtung hielten, oder weil sie ihm die Beleidigung nicht verzeihen konnten, welche sie ihm vergebens angethan.

Ehrenmänner werden nun also fragen, warum der Verfasser jetzt das Stillschweigen bricht, warum er jetzt seinen aufgestellten Grundsatz verläßt?

Darum, weil es sich offenbar zeigt, daß man unter dem Vorwande des Angriffs auf den Verfasser jetzt damit umgeht, das Gute zu vernichten, welches aus diesem Buche hier und da entsprang.

Darum, weil er weder seine Person, noch seine wahren oder zugestandenen Talente vertheidigen will, sondern das Buch selbst; auch will er dieses Buch nicht vertheidigen als ein wissenschaftliches, sondern als ein kirchliches.

Jedermann begreift wohl, daß die Vertheidigung nicht gegen diejenigen Kunstrichter gerichtet ist, welche mit Anstand und Wahrheitsinn auftraten bei ihrem Tadel; diese verdienen nur Danksagung.

Der Genius des Christenthums wurde von der Lesewelt mit Nachsicht aufgenommen. Bei diesem Wahrzeichen einer Veränderung in der Meinung gerieth der Geist der Sophistik in Unruhe; er glaubte das Ende seiner zu langen Herrschaft zu sehen. Er ergriff alle Arten von Waffen; er nahm alle Gestalten an, er bedeckte sich sogar mit dem Mantel des Kirchenglaubens, um ein Buch niederzuschlagen, welches für diesen Kirchenglauben selbst erschien.

Der Verfasser darf also fortan nicht schweigen. Der nämliche Geist, welcher ihn für sein Buch an-

trieb, zwingt ihn heut zu Tage es zu vertheidigen. Die Kunstrichter, von welchen in dieser Vertheidigung die Rede ist, handelten bei ihren Angriffen offenbar nicht redlich; sie stellten sich, als wenn sie den Zweck des Werkes verkennten; sie schrieen über Entheiligung; sie hüteten sich anzuerkennen, daß der Verfasser nur darum von der Größe, von der Schönheit, ja sogar von dem Dichterischen des Christenthums sprach, weil man seit fünfzig Jahren nur von der Kleinlichkeit, von dem Lächerlichen, ja sogar von der Rohheit dieses Kirchenglaubens redete. Wenn er die Gründe entwickelt haben wird, welche ihn zur Unternehmung dieses Werkes bestimmten; wenn er die Art von Leser bezeichnet haben wird, für welche er dieses Werk insonderheit bestimmte, dann hofft er werde man seine Absicht und den Gegenstand seiner Arbeit fürder nicht mehr verkennen. Der Verfasser glaubt keinen größeren Beweis seiner Ergebenheit für die Sache, welche er vertheidigt, aufstellen zu können, als indem er jetzt den Kunstrichtern antwortet, ungeachtet der Abneigung, welche er stets gegen diese Streitschriften fühlte.

Er will nun betrachten den Gegenstand, den Hauptgang und die Einzelnheiten des Genius des Christenthums.

Gegenstand des Werkes.

Zuerst fragte man, ob der Verfasser das Recht hatte, dieses Werk zu schreiben.

Diese Frage ist ernstlich oder spottend. Ist sie ernstlich, so zeigt der Kunstrichter wenige Kenntniß seines Gegenstandes.

Wer weiß nicht, daß in schwierigen Zeiten jeder Christ Priester und Kämpfer für Jesus Christus ist, wie der heilige Hieronymus in der Schrift gegen den Lucifer sagt? Die meisten Schutzschriften für die christliche Kirche sind von Weltlichen geschrieben. Aristides, der heilige Justinus, Minucius Felix, Arnobius und Loctantius, waren sie Priester? Wahrscheinlich trug der heilige Prosper niemals die Weihen des Priesterstandes, dennoch vertheidigte er den Glauben gegen die Irrthümer der Semi-Pelagianer; die Kirche braucht täglich seine Werke zum Schutze ihrer Lehre. Als Nestorius seine Ketzerei ausbrachte, bekämpfte ihn Eusebius, welcher später wohl Bischof von Dorylaeum wurde, doch damals noch ein einfacher Rechtsgelehrter war. Origenes hatte die Weihen nach nicht empfangen, als er in Palästina die Schrift erklärte sogar auf die Aufforderung der Kirchenhäupter jener Landschaft. Demetrius, Bischof von Alexandrien, eifersüchtig auf Origenes, beklagte sich über diese Reden als über eine Neuerung. Alexander, Bischof von Jerusalem, und Theotistes von Cäsarea antworteten, es sey ein alter und allgemeiner Gebrauch in der Kirche Bischöfe zu sehen, welche bei Vorträgen sich derjenigen bedienten, die den Geist der Frömmigkeit mit der Gabe der Redekunst verbänden. Alle Jahrhunderte zeigen die nämlichen Beispiele. Als Pascal seine erhabene Schutzschrift für das Christenthum unternahm; als La Bruyere so beredt wider die Starkgeister schrieb; als Leibnitz die vorzüglichsten Grundsätze des Glaubens vertheidigte; als Newton seine Erklärung eines heiligen Buches kund machte; als Montesquieu seine

schönen Abschnitte im Geiste der Gesetze für den evangelischen Gottesdienst heraus gab, fragte man da, ob sie Priester seyen? Sogar Dichter mischten ihre Stimme in die Stimme dieser mächtigen Schutzredner, und Racine's Sohn vertheidigte in wohlklingenden Versen den Kirchenglauben, welcher seinen Vater begeisterte zur Dichtung der Athalia.

Mußten aber jemals Weltliche oder Lajen an die Vertheidigung dieser heiligen Sache Hand anlegen, so war es gewiß in jener Art von Schutzschrift, welche der Verfasser des Genius des Christenthums entwarf; diese Art von Vertheidigung, welche die Art des Angriffes nothwendig machte, war vielleicht (nach dem Geiste der Zeiten) die einzige, wovon man sich einigen Erfolg versprechen konnte. Gewiß konnte nur ein Weltlicher solch' eine Schutzschrift unternehmen. Ein Priester konnte, ohne den Anstand zu verletzen, den Kirchenglauben in seinen bloß menschlichen Beziehungen nicht betrachten; er konnte zur Widerlegung so viele verläumderische Schmähschriften, so viele gottlose Flugblätter, so viele wollüstige Liebesgeschichten nicht durchlesen.

Reden wir frei heraus die Wahrheit! Die Kunstrichter, welche diesen Einwurf machten, kannten wohl die Richtigkeit desselben; aber sie glaubten auf diesem Seitenwege die guten Wirkungen zu vereiteln, welche aus diesem Buche hervor gehen könnten. Sie wollten Zweifel erregen über die Competenz des Verfassers, um die Meinung zu theilen, und treuherzige Leute einzuschüchtern, welche sich etwa täuschen lassen durch den Anschein von Redlichkeit eines Kunstrichters. Mögen die ängst-

lichen Gewissen sich beruhigen, oder mögen sie vielmehr recht prüfen, ehe sie sich beunruhigen, ob diese sorglichen Tadler, welche den Verfasser anklagen, die Hand an das Rauchfaß zu legen, welche eine so große Zärtlichkeit, eine so große Besorgniß für die Kirche zeigen, nicht etwa Menschen seyen, welche wegen Verachtung oder Gleichgültigkeit für die Kirche bekannt sind. Welcher Hohn und Spott! Tales sunt hominum mentes.

Der zweite Einwurf, welchen man dem Genius des Christenthums entgegen stellt, hat den nämlichen Zweck wie der erste; aber er ist viel gefährlicher, denn er zielt dahin alle Vorstellungen zu verwirren, eine ganz klare Sache zu verdunkeln, vorzüglich aber den Leser zu täuschen über den wahren Gegenstand des Buches.

Die nämlichen Kunstrichter, welche immer für die Wohlfahrt der Kirche eifern, sagen: «Man soll von dem Kirchenglauben nicht reden unter bloß menschlichen Beziehungen, man soll diese schöngeisterischen oder dichterischen Vorzüge gar nicht betrachten. So schadet man der Kirche selbst; so vermindert man ihre Würde; so rührt man an den Schleier des Heiligthums, so entweiht man die heilige Arche u. s. w. Warum begnügte sich der Verfasser nicht dem Gedankengange der Gottesgelahrtheit zu folgen? Warum bedient er sich nicht jener ernsten Denkform, welche nur klare Verstandesbegriffe in die Köpfe der Kinder bringt, den Christen in dem Glauben bestärkt, den Priester erbaut, und den Gelehrten befriedigt?»

Gewisser Massen ist dieß der einzige Einwurf,

welchen die Kunstrichter machen. Er bildet die Grundlage alles Tadels, mögen sie von dem Gegenstande, oder von dem Hauptgange, oder von den Einzelnheiten des Werkes sprechen. So wollen sie niemals in den Geist des Verfassers eingehen, so daß er ihnen sagen könnte: «Man möchte glauben, der Kunstrichter habe sich's geschworen, niemals den Standpunkt der Frage zu kennen, und nicht eine einzige der Stellen zu verstehen, welche er angreift.» Dieß sagte auch Montesquieu in der Vertheidigung für den Geist der Gesetze.

Die ganze Kraft des Tadels in dem letzten Theile des Einwurfs faßt sich darauf zusammen: «Der Verfasser wollte das Christenthum in seinen Beziehungen auf Dichtung, freie Kunst, Beredsamkeit und schöne Wissenschaft betrachten; er wollte überdem zeigen Alles, was die Menschheit dieser Kirche verdankt in den sittlichen, gesetzlichen und staatsbürgerlichen Beziehungen. Bei diesem Grundgedanken machte er kein Buch über die Gottesgelehrtheit; er vertheidigte nicht, was er nicht vertheidigen wollte; er wandte sich nicht an Leser, an welche er sich nicht wenden wollte; also hat er sich des Vergehens schuldig gemacht, gerade dasjenige gethan zu haben, was er thun wollte.»

Aber gesetzt der Verfasser habe seinen Zweck erreicht, so fragt sich, durfte er diesen Zweck sich setzen. — Dieß führt zurück auf den ersten Theil des Einwurfs, welchen man so oft wiederholte, man dürfe die Kirche nicht betrachten in der Beziehung der einfachen, bloß menschlichen,

sittlichen, dichterischen Schönheiten; dadurch werde ihre Würde verletzt u. s. w. — Der Verfasser will es versuchen diesen wesentlichen Punkt in den folgenden Absätzen zu erörtern.

I. Vor Allem, der Verfasser ist nicht angreifend; er vertheidigt. Er hat das Ziel nicht gesucht, er hat sich ihm dargebothen. Dieß ändert mit Einem Schlage den Stand der Streitfrage, und schlägt den Tadel nieder. Der Verfasser will nicht nach frei gewählter Absicht eine geliebte, bewunderte, und von allen hochgeehrte Kirche lobpreisen, sondern eine verhaßte, verachtete, von den Sophisten mit Hohn und Spott behandelte Kirche. Allerdings wäre der Genius des Christenthums in dem Jahrhunderte Ludwig's des Vierzehnten ein unzweckmäßiges Werk gewesen; und der Kunstrichter, welcher bemerkte, Massillon hätte eine ähnliche Schutzschrift nicht geschrieben, sagte eine große Wahrheit. Gewiß hätte der Verfasser niemals an die Ausarbeitung dieses Buches gedacht, wenn nicht Gedichte, Liebesgeschichten und Werke aller Art bestünden, worin das Christenthum dem Gespötte der Leser preis gegeben ist. Weil aber diese Gedichte, Romane und Bücher vorhanden sind, ist es nothwendig, den Kirchenglauben den Kraftsprüchen der Gottlosigkeit zu entrücken. Weil man von allen Seiten sagt und schreibt, das Christenthum sey barbarisch, lächerlich, feindlich für die Künste und den Geist, darum ist es nothwendig und wesentlich zu beweisen, daß es nicht barbarisch, nicht lächerlich, nicht feindlich für Kunst und Geist ist. Es ist nothwendig zu zeigen, daß dasjenige, was

kleinlich, unedel, abgeschmackt, reizlos, unzart in der Feder der Glaubensfeinde erscheint, im Gegentheile großartig, edel, einfach, dramatisch und göttlich in der Feder des Gottandächtigen sich darstelle.

11. Ist es nicht erlaubt die Kirche zu vertheidigen in dem Verhältnisse ihrer sogenannten weltlichen Schönheit; ist es nicht erlaubt Anstrengungen zu machen, damit das Lächerliche es nicht wage sich an ihre erhabenen Anstalten anzuheften; so darf es also stets eine unbedeckte Seite dieser Religion geben? Dahin werden sich alle Schläge richten; da wird man euch stets unvertheidigt finden; da werdet ihr den Todesstreich empfangen. Stand es nicht schon nahe, so weit zu kommen? Gelang es Voltaire'n nicht, mit Uebertreibungen und Spöttereien bereits die Grundlagen des Glaubens zu erschüttern? Soll man mit Gottesgelahrtheit und Schlußfolgerungen muthwilligen Erzählungan und Scherzen antworten? Schulgerechte Beweise werden sie wohl die leichtfertige Welt hindern, sich durch reizende Verse verführen, oder aus Furcht vor dem Lächerlichen sich dem Altare entführen zu lassen? Wer weiß nicht, daß bei dem französichen Volke ein witziges Wort, eine Gottlosigkeit im angenehmen Gewande, felix culpa, mehr Gewalt besitzen, als Bände von Vernunftschlüssen und Grundwesenlehre? Man überzeuge die Jugend, daß ein Ehrenmann Christ seyn könne ohne ein Thor zu seyn; man bringe ihr aus dem Kopfe, daß nur Kapuziner und Schwachköpfe an die Religion glauben können, so wird die gute Sache bald den Sieg davon tragen.

Dann wird es zur Vollendung des Sieges Zeit seyn, sich mit Gründen der Gottesgelahrheit darzustellen; doch muß man damit anfangen gelesen zu werden. Vor allem braucht man ein religiöses Buch, welches so zu sagen volksthümlich ist. Wollte man einen Kranken mit einemmale auf den Gipfel eines gähen Berges führen, aber er vermag kaum zu gehen! Man zeige ihm also bei jeglichem Schritte mannigfaltige und angenehme Gegenstände; man erlaube ihm still zu stehen, um die Blumen zu pflücken, welche sich ihm auf dem Wege zeigen, und von Ruhepunkt zu Ruhepunkt erreicht er den Gipfel.

III. Der Verfasser schrieb seine Schutzschrift nicht allein für die Schüler, für die Christen, für die Priester, für die Gottesgelehrten. Dennoch sind es nicht die wahren Christen, ebensowenig als die Doktoren der Sorbonne, sondern die Philosophen, welche, wie wir bereits andeuteten, sich in Rücksicht dieses Werkes so gewissensängstlich zeigen, was man wohl bemerken muß. Er schrieb diese Schutzschrift vorzüglich für Männer von Wissenschaft und für die Welt, was schon in den beiden früheren Absätzen angedeutet ist. Geht man nicht von diesem Grundsatze aus, und stelle man sich immer, als verkenne man die Reihe von Lesern, an welche sich der Genius des Christenthums insonderheit wendet, so kann man natürlich nichts von diesem Werke verstehen. Dieses Werk wurde geschrieben für den unglaubigsten Schöngeist, für den leichtfertigsten jungen Menschen, damit der Erste es durchblättere wie ein gottloses Buch, und der zweite wie einen gefährlichen Roman. Sie wollen also, rufen die

Rigoristen, welche es mit der Christus-Religion so gar gut meinen, sie wollen also aus der Religion eine Modesache machen? Ach wollte Gott, daß sie Mode wäre diese göttliche Religion, in jenem Sinne nämlich, wo die Mode die Meinung der Welt bezeichnet. Dieß würde vielleicht allerdings einige besondere Heuchler begünstigen; aber es ist gewiß, daß die öffentliche Sittlichkeit dabei gewänne. Der Reiche setzte nicht mehr seine Selbstliebe in die Verführung des Armen, der Herr verdärbe nicht mehr den Diener, der Vater gäbe nicht mehr das Beispiel der Gottesläugnung seinen Kindern; die Ausübung des Gottesdienstes führte zum Festhalten an der Glaubenslehre, und man sähe mit der Gottesandacht wieder entstehen ein Jarhundert der Sitten und der Tugenden.

IV. Voltaire, indem er das Christenthum angriff, kannte die Menschen zu gut, als daß er nicht gesucht hätte, sich derjenigen Meinung zu bemächtigen, welche man die Weltmeinung nennt, auch wandte er seine Geisteskraft an, um das Unfromme in eine Art guten Ton zu verwandeln. Es gelang ihm, indem er den Kirchenglauben in den Augen leichtfertiger Leute lächerlich machte. Dieses Lächerliche ist es, was der Verfasser des Genius des Christenthums zu vertilgen suchte, dieß ist das Ziel seiner ganzen Arbeit, das Ziel, welches man niemals aus den Augen verlieren darf, wenn man sein Werk unpartheiisch beurtheilen will. Aber hat der Verfasser dieses Lächerliche vernichtet? Dieß ist nicht die Frage. Man muß fragen: Hat er alle seine Kräfte angestrengt, um es zu vernichten? So

danke man ihm für das, was er unternahm, nicht für das, was er ausführte. Permitte divis caetera. Er vertheidigt nichts an seinem Buche als die Idee, welche ihm zu Grund liegt. Das Christenthum betrachten in seinen Beziehungen auf die menschlichen Gesellschaften; zeigen, welche Veränderungen es in den Gedankengang und in die Leidenschaften des Menschen brachte, wie es die gothischen Völker entwilderte, wie es den Geist für Kunst und Wissenschaft umstaltete, wie es die Sinnesart und Lebensform der neuzeitlichen Völker leitete; mit Einem Wort Alles auffinden, was diese Kirche Wunderbares zeigte in ihrer Beziehung auf Dichtkunst, Sittenlehre, Staatsbürgerwesen, Geschichte u. s. w. Dieß wird dem Verfasser stets als eine der schönsten unter allen denkbaren Aufgaben für ein wissenschaftliches Werk erscheinen. Ueber die Art, wie er selbst dieß Werk ausführte, sagt er nicht ein Wort gegen die Kunstrichter und Tadler.

V. Doch hier ist nicht der Platz, um Bescheidenheit zur Schau zu tragen, welche bei neuzeitlichen Schriftstellern stets Verdacht erregt, und selten Jemanden täuscht. Die Sache ist zu großartig, das Bedürfniß zu drängend, um sich nicht zu erheben über alle Rücksichten der Uebereinkunft und der Menschenverehrung. Wenn nun der Verfasser die Zahl der Stimmen zählt, und das Gewicht der Stimmen wägt, so kann er sich nicht überzeugen, daß er den Zweck seines Buches ganz und gar verfehlt habe. Man nehme ein ärgerliches Gemählde, man stelle es neben ein Andacht erweckendes Gemählde über den nämlichen Ge-

genstand, welcher dem Genius des Christenthums entnommen, so wagen wir zu behaupten, dieses letztere Werk werde bei aller seiner Unvollkommenheit den gefährlichen Eindruck des ersteren schwächen; so viele Gewalt besitzt die einfache Wahrheit nahe hingestellt zu der glänzenden Lüge! Voltaire zum Beispiele spottete sehr oft über die Ordensleute; nun denn! so stelle man neben seine burlesken Gemählde die Abhandlung über die Glaubenspredigten, oder jenen Abschnitt, wo die Orden der Gastfreundschaft in ihren Hülfleistungen für den Wandersmann in den Wüsten erscheinen, oder den Abschnitt, wo die Mönche sich den Krankenhäusern widmen, den Verpesteten in den Bagno's beistehen, oder den Verbrecher auf das Blutgerüste begleiten; welcher Spott wird nicht entwaffnet erscheinen, und welches Gelächter sich nicht in Thränen verwandeln? Dem Vorwurfe der Unwissenheit, welchen man dem Gottesdienste der Christen macht, antworte man mit den ungeheuern Arbeiten dieser Ordensleute, welche die Handschriften des Alterthums retteten; den Beschuldigungen der Geschmacklosigkeit und Rohheit antworte man durch die Werke von Bossuet und Fenelon; den Zerrbildern der Heiligen und der Engel stelle man entgegen die erhabenen Wirkungen des Christenthums in dem handelnden Theile der Dichtung, in der Redekunst und in den freien Künsten, und dann sage man, ob wohl das Lächerliche noch lange Zeit bestehen werde. Wenn der Verfasser nichts gethan hätte als die Eigenliebe der Weltleute zu vergnügen; wenn er nur den Erfolg erreicht hätte vor den Augen eines

ungläubigen Jahrhundertes eine Reihe kirchlicher Gemählde zu entfalten, ohne diesem Jahrhunderte Eckel zu erregen, so würde er glauben, der Sache der Religion nicht unnütz geblieben zu seyn.

VI. Gedrängt durch diese Wahrheit, suchen die Tadler, welche zu viel Geist besitzen, um sie nicht zu fühlen, und welche darin vielleicht den geheimen Antrieb zur Beunruhigung finden, eine andere Ausflucht. Die Kritiker sagen: «Nun, wer läugnet dann, daß das Christenthum nicht, so wie die andern Religionen, dichterische und sittliche Schönheiten habe, daß seine Festlichkeiten nicht pomphaft seyen u. s. w.?» — Wer es läugnet? Ihr, ihr selbst, die ihr noch unlängst die heiligsten Dinge zum Gegenstande eurer Spottreden machtet; ihr, die ihr der Unumstößlichkeit der Beweise nicht mehr zu entrinnen vermöget, und nun keine andere Ausflucht findet als zu sagen, Niemand bekämpfe, was der Verfasser vertheidige. Ihr erkennt nunmehr, daß es treffliche Dinge in den Anstalten der Ordensgeistlichkeit gebe; ihr werdet gerührt bei den Mönchen des Bernhard-Berges, bei den Glaubenspredigern von Paraguay, bei den Töchtern für Menschenliebe; ihr gebet zu, daß kirchliche Vorstellungen nothwendig seyen für dramatische Wirkungen, daß die Sittenlehre des Evangeliums, indem sie eine Schranke den Leidenschaften setzt, zugleich die Flammen derselben reinigte und die Gewalt derselben verdoppelte; ihr erkennt, daß das Christenthum die Wissenschaften und Künste von der Ueberschwemmung der Barbaren errettete, daß es allein auch die Sprachen und die Schriften von Rom und Griechenland

überlieferte, daß es euere Schulanstalten begründete, euere Städte erbaute oder verschönerte, die Zwingherrschaft eurer Regierungen mäßigte, eure bürgerlichen Gesetze ordnete, eure Strafgesetze milderte, das neuzeitliche Europa verfeinerte und sogar beurbarte. Bestätigtet Ihr dieß Alles vor der Kundmachung eines Werkes, welches bei aller seiner Unvollkommenheit dennoch alle diese wichtigen Wahrheiten unter einen einzigen Gesichtspunkt brachte?

VII. Man hat schon bemerklich gemacht die zarte Besorgniß der Kunstrichter für die Reinheit des Kirchenglaubens; man mußte also erwarten, daß sie Aergerniß nehmen würden an den zwei Episoden oder Seitenstücken, welche der Verfasser seinem Werke einverleibte. Diese Zärtlichkeit der Kunstrichter trifft zusammen mit dem großen Einwurfe, welchen sie wider das Werk erhoben, und er fällt auch durch die allgemeine Antwort, welche man diesem Einwurfe entgegen stellte. Wir müssen es wiederholen, der Verfasser hatte unfromme Gedichte und Romane durch fromme Gedichte und Romane zu bekämpfen; er warf sich in die nämlichen Waffen, womit er seine Feinde angethan fand; dieß war eine natürliche und nothwendige Folge jener Art von Schutzschrift, welche er erwählt hatte. Er suchte ein Beispiel zu geben neben der Vorschrift. In dem theoretischen Theile seines Werkes hatte er behauptet, die Religion verschönere unser Daseyn, sie bessere die Leidenschaften ohne sie zu vernichten, sie werfe etwas Anziehendes auf alle Gegenstände, wo man sie anwendet. Er hatte behauptet, seine Glaubens-

lehre und sein Gottesdienst verbänden sich wunderbar mit den Regungen des Herzens und den Scenen der Natur, auch seyen sie endlich der einzige Hülfsquell bei den großen Leiden des Lebens. Es genügt nicht alles dieß zu behaupten, man mußte es auch beweisen. Dieß versuchte der Verfasser in den Seitenstücken seines Buches. Diese Episoden dienten zugleich wie ein Köder für jene Art von Lesern, für welche das Werk insonderheit erschien. Hatte denn der Verfasser das Menschenherz so übel gekannt, daß er eine so unschuldige Schlinge den Ungläubigen legte? Hätte nicht wahrscheinlich Mancher den Genius des Christenthums niemals berührt, wenn er nicht darin René und Atala gesucht hätte? Doch wurden sie später von dem Hauptwerke abgesondert, nachdem sie demselben manchen Leser gewonnen.

So che là corre il mondo ove più versi
Delle sue dolcezze il lusinghier Parnaso,
E che 'l senno, condito in molli versi,
I più schivi allettando, ha persuaso.

VIII. Alles, was ein unpartheiischer Kunstrichter, welcher in den Geist des Werkes eindringen will, vom Verfasser zu fordern berechtigt war, bestand darin, daß die Episoden des Werkes eine offenbare Richtung darin zeigten, die Religion liebenswürdig zu machen, und ihre Nützlichkeit zu beweisen. Aber die Nothwendigkeit der Klöster für gewisse Leiden des Lebens, und gerade für Diejenigen, welche als die größten erscheinen, so wie die Gewalt einer Religion um Wunden zu verschlie-

ßen, welche alle Balsame der Erde nicht zu heilen vermöchten, stehen sie nicht unbestreitbar erwiesen in der Geschichte René's? Der Verfasser bekämpft überdem die besondere Thorheit der jungen Weltleute, die Thorheit, welche geraden Weges zum Selbstmorde führt. Johann Jakob Rousseau erweckte zuerst unter uns diese verderblichen und so verbrecherischen Träumereien. Indem er sich von den Menschen absonderte, indem er sich seinen Traumgesichten hingab, machte er eine Menge von jungen Leuten glauben, man müsse sich so hingeben dem Unbestimmten des Lebens. Der Roman Werther entwickelte seitdem diesen Keim des Giftes. Der Verfasser von dem Genius des Christenthums, genöthigt in den Rahmen seiner Schutzschrift einige Gemählde für die Einbildungskraft aufzunehmen, wollte diese neue Art von Verirrung darstellen, und zugleich die schrecklichen Folgen einer übertriebenen Liebe zur Einsamkeit schildern. Die Klöster bothen ehemals Zufluchtstätten für jene beschauenden Seelen, welche die Natur gebieterisch zu Betrachtungen hinruft. Sie fanden bei Gott Dasjenige, womit sie die innere Leere ausfüllten, indeß sie oft Gelegenheit gewannen, seltene und erhabene Tugenden auszuüben. Aber seit Zerstörung der Klöster und den Fortschritten des Unglaubens muß man erwarten, daß sich (wie es in England geschah) diese Arten von Einsamen vermehren, welche zugleich leidenschaftlich und nachgrübelnd sind, den Lastern der Welt nicht entsagen können, und doch die Welt nicht zu lieben vermögen, daher den Haß gegen die Menschen für Erhabenheit des Geistes ansehen, allen göttlichen und menschlichen Verpflichtung Hohn sprechen, in ihrer Absonderung sich eiteln

Traumbildern hingeben, und sich immer tiefer in einen hochmüthigen Trübsinn versenken, welcher sie zum Wahnsinn führt oder zum Tode.

Um für diese verbrecherischen Träumereien mehr Abneigung einzuflößen, glaubte der Verfasser die Strafe Reneé s aus dem Kreise jener fürchterlichen Leiden nehmen zu müssen, welche weniger den Einzelnen als dem Geschlechte der Menschen zu Theil geworden, und welche die Alten dem Schicksale zuschrieben. Der Verfasser hätte die Phädra zum Stoffe gewählt, wäre sie nicht schon von Racine bearbeitet gewesen. So blieb Erope und Thyestes bei den Griechen, vielleicht Canace und Macareus, oder Caune und Byblis, welche wir aus den Metamorphosen und Heroiden Ovid's kennen. Bei den Hebräern finden wir Amnon und Thamar im Buch der Könige, 13, 14. Auch wurde dieser Gegenstand im Abufar von Dücis auf unsere Bühne versetzt, doch kennt man ihn weniger als den ersten. Vielleicht paßt er auch mehr zu dem Charakter, welchen der Verfaßer schildern wollte. In der That beginnen die thörichten Träumereien René's das Unglück, und seine Uebertreibungen vollenden es; durch die ersten verwirrt er die Einbildungskraft einer schwachen Frau; durch die letztern zwingt er, indem er Hand an sein Leben legen will, die Unglückliche sich mit ihm zu verbinden. So entspringt das Uebel mit dem Gegenstande und die Strafe kommt aus dem Fehler.

Es blieb nichts übrig, als durch das Christenthum die Catastrophe zu heiligen, welche zugleich dem heidnischen Alterthume und dem heiligen Alterthume entnommen ist. Auch hierin blieb dem Ver-

fasser nicht Alles zu thun, denn er fand diese Geschichte beinahe christlich eingebürgert in einer alten Ballade vom Pilger, welche die Bauern noch in mehreren Landschaften singen «von dem unglücklichen Ritter Des Landes.» Man muß nicht nach den Grundsätzen, welche in einem Werke zerstreut sind, sondern nach dem Eindrucke, welchen dieses Werk in der Tiefe der Seele zurück läßt, die Sittlichkeit desselben beurtheilen. Die Art von Schreckniß aber und von Geheimniß, welche in der Episode René vorherrscht, drängt und trübt das Herz, ohne eine verbrecherische Regung in demselben hervorzubringen. Man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß Amalie glücklich und geheilt stirbt, René aber erbärmlich endet. So erscheint der wahre Verbrecher bestraft, während sein zu schwaches Opfer, indem es seine verwundete Seele in die Hände Desjenigen zurückgibt, welcher den Kranken auf seinem Siechenlager erquickt, eine unaussprechliche Freude sogar aus den Betrübnissen seines Herzens hervorgehen sieht. Uebrigens gestattet die Rede des Paters Souël keinen Zweifel über den Zweck und die kirchlich fromme Sittlichkeit der Geschichte René's.

IX. Ueber Atala wurde so viel geschrieben, daß es unnöthig wäre dabei zu verweilen. Man will bloß bemerken, daß die Kunstrichter, welche am strengsten diese Geschichte beurtheilten, allgemein anerkannten, sie mache die christliche Religion liebenswürdig, und dieß genügt dem Verfasser. Vergebens wird man gegen einige Schilderungen eifern; es bleibt darum nicht minder wahr, daß die Lesewelt ohne Mißfallen den alten Glaubensprediger trotz seiner Priesterlichkeit ansah, und daß sie

gerne in dieser indischen Episode die Feierlichkeiten unseres Gottesdienstes las. Atala machte die Ankündigung und bewirkte die Lesung des Genius des Christenthums; diese Wilde erweckte wieder in einer gewissen Welt die christlichen Ideen; sie brachte zurück in diese Welt den Kirchenglauben des Pater Aubry aus den Einöden, wohin er verbannt gewesen war.

X. Uebrigens ist der Gedanke, die Einbildungskraft für die andächtigen und kirchlichen Grundsätze zu Hülfe zu rufen, nicht neu. Besitzen wir nicht heut zu Tage den Grafen Valmont, oder die Verirrungen des Verstandes? Pater Marin, der Minorite, suchte die christlichen Wahrheiten in die Herzen der Ungläubigen einzuführen, indem er sie unter Dichtungen verschleiert gab; wir haben von ihm zehn fromme Romane, welche sehr verbreitet sind wie Adelheid von Witzbury oder die fromme Schülerin, Virginie oder die christliche Jungfrau, Baron von Hesden oder der Staat der Ungläubigen, Farfalla oder die bekehrte Schauspielerin u. s. w. Noch viel früher schrieb Pater Camüs, Bischof von Belley, ein wegen Strenge seiner Siiten bekannter Kirchenvorsteher, eine Reihe frommer Romane, wie Dorothea, Alcine, Daphnide, Hiacynth u. s. w., um den Einfluß der Romane von Urfé zu bekämpfen. Ja noch mehr; der heilige Franziskus von Sales selbst war es, welcher ihm rieth, diese Art Schutzschrift zu unternehmen aus Mitleid für die Weltleute, und um sie zur Kirche zurückzuführen, indem man sie ihnen in einem Gewande zeigte, welches sie kennen. So machte sich der heil. Paulus

schwach mit den Schwachen, um die Schwachen zu gewinnen (Corinth. I. 9. 22.). Diejenigen, welche den Verfasser verdammen, möchten also, daß er noch gewissensängstlicher wäre als der Verfasser des Grafen Valmont, als Pater Marin, als Peter Camüs, als der heilige Franz von Sales, als Heliodor der Verfasser von Theagenes und Cariclea und Bischof von Trica, und auch gewissensängstlicher als Amyot der Großalmosenier von Frankrich, und ein anderes berühmtes Kirchenhaupt, welches um einem Prinzen, und zwar einem christlichen Prinzen, Lehren der Tugend zu ertheilen, es nicht verschmähte, den Sturm der Leidenschaften mit eben so viel Wahrheit als Gewalt darzustellen? Allerdings tadelten Leute, wie ein Faydit wie ein Gueudeville auch einen Fenelon über das Gemälde der Liebe der Eucharis; aber ihre Kritiken sind heut zu Tage ganz vergessen. Telemach ist zum classischen Buche geworden in den Händen der Jugend; Niemand denkt mehr daran, dem Erzbischofe von Cambrai daraus ein Verbrechen machen zu wollen, daß er die Heilung der Leidenschaften durch das Gemählde der Unordnung der Leidenschaften versuchte. Auch tadelt man nicht mehr den heil. Augustinus und den heil. Hieronymus, daß sie ihre eigenen Schwächen und die Reize der Liebe so lebendig schilderten.

XI. Aber die Tadler, welche wahrscheinlich Alles wissen, da sie auf den Verfasser so von oben herab sehen, glauben sie wirklich, daß diese Art die Religion zu vertheidigen, indem man sie mild und rührend für das Herz zeigt, und indem man sie sogar mit den Reizen der Dichtung

schmückt, eine so unerhörte, so außerordentliche Sache sey? «Wer möchte sagen (ruft der heilige Augustin aus) die Wahrheit solle waffenlos bleiben gegen die Lüge, und es sey den Feinden des Glaubens erlaubt die Gläubigen durch starke Worte zu erschrecken, und sie mit angenehmen Geistesspielen zu erfreuen, aber die Katholiken dürfen nur mit einer Kälte der Schreibart auftreten, welche die Leser einschläfert?» Ein strenger Schüler von Port-Royal übersetzt diese Stelle des heiligen Augustinus; Pascal selbst that dieß und setzt bei (Lettr. Provinc. XI. p. 154.) «Es giebt zwei Dinge bei den Wahrheiten unserer Religion, eine göttliche Schönheit, welche sie liebenswerth macht, und eine heilige Erhabenheit, welche sie ehrwürdig macht.» Um zu zeigen, daß die strengen Beweise nicht immer diejenigen seyen, welche man bei Gegenständen der Religion brauchen müsse, sagt er anderswo (Pensées Chap. XXVIII p. 179.): «Das Herz hat seine Gründe, welche der Verstand nicht kennt.» Der große Arnauld, Haupt jener strengen Schule des Christenthums, bekämpft in seiner kleinen Abhandlung über die Redekunst der Prediger den Akademiker Dü Bois, welcher ebenfalls behauptete, man dürfe die menschliche Beredsamkeit nicht gebrauchen um die Wahrheiten der Religion zu beweisen. Ramsay bemerkt in seinem Leben Fenelon's (S. 139.) indem er von der Abhandlung dieses berühmten Kirchenhauptes über Gottes Daseyn spricht «daß Herr von Cambrai wohl wußte, die Wunde der meisten Zweifler komme nicht von ihrem Geiste, sondern von ihrem Herzen, man müsse also überall

Gefühle verbreiten, um zu rühren, um anzuziehen, um das Herz zu ergreifen.» Raimund von Sebunde hinterließ ein Werk, welches ungefähr in der nämlichen Absicht wie der Genius des Christenthums verfaßt ist; Montagne übernahm die Vertheidigung dieses Schriftstellers gegen Diejenigen, welche behaupten, die Christen hätten Unrecht, wenn sie ihren Glauben durch menschliche Gründe zu unterstützen gedenken. Er setzt bei (Essais T. IV. L. II. C. 12.): «Der Glaube allein umfaßt lebendig und felsenfest die hohen Geheimnisse unserer Religion. Dieß soll aber nicht heißen, als wäre es nicht eine sehr schöne und sehr löbliche Unternehmung auch zum Dienste unseres Glaubens die natürlichen und menschlichen Werkzeuge anzuwenden, welche uns Gott verlieh... Es giebt keine würdigeren Beschäftigungen und Absichten eines christlichen Mannes, als mit allen seinen Gedanken und Arbeiten dahin zu zielen, die Wahrheit seines Glaubens zu verschönern, auszudehnen und zu erweitern.»

Der Verfasser könnte nicht enden, wenn er alle Schriftsteller anführen wollte, welche seine Meinung behaupteten von der Nothwendigkeit die Religion liebenswürdig zu machen, oder wenn er alle Bücher nennen wollte, wo die Einbildungskraft, die schönen Künste, die Dichtung als ein Mittel angewandt wurden, diesen Zweck zu erlangen. Ein ganzer Orden von Priestern, welche sich durch ihre Frömmigkeit, ihre Anmuth und ihre Weltkenntniß auszeichneten, beschäftigte sich mehrere Jahrhunderte lang einzig mit diesem Gedanken. Ja ganz gewiß, keine Art von Beredsam-

keit kann verbothen seyn jener Weisheit, «welche den Mund der Stummen öffnet, und die Zunge der Kleinen beredt macht; Sapientia aperuit os mutorum, et linguas infantium fecit disertas.» Wir besitzen noch ein Sendschreiben des heiligen Hieronymus, wo dieser Kirchenvater sich rechtfertigt, daß er die heidnische Gelehrsamkeit gebrauchte um die christliche Glaubenslehre zu vertheidigen; er zeigt, wie der heilige Paulus Verse von Menander und Epimenides anführt, und wie man ihm nachahmte bis auf den Priester Juvencus, welcher unter Constantin die Geschichte Jesu Christi in Versen schrieb, ohne zu fürchten, durch die Dichtkunst Etwas an der Erhabenheit des Evangeliums zu vermindern. Würde der heilige Ambrosius den heiligen Augustinus der Kirche geschenkt haben, wenn er nicht alle Reitze der Einbildungskraft aufgewandt hätte? «Augustinus, noch ganz bezaubert von der weltlichen Redekunst, (sagt Rollin) suchte in den Predigten des heiligen Ambrosius nichts als die Annehmlichkeiten des Vortrages, und nicht die Gründlichkeit des Gegenstandes; aber es stand nicht in seiner Gewalt diese Trennung zu behaupten.» Und erhob sich der heilige Augustinus selbst nicht auf den Flügeln der Einbildungskraft seiner Seits bis zu der Stadt Gottes? Dieser Kirchenvater scheut sich gar nicht zu sagen, man müsse den Heiden ihre Redekunst entreißen, um sie zur Verkündung der Freudenbothschaft anzuwenden, so wie Israel den Gott der Egypter hinweg trug, ohne an ihre Götzenbilder zu rühren, um damit die heilige Arche auszuschmücken (Doct. Christ. II. 7.). Die Wahrheit

von der nützlichen Anwendung der Einbildungskraft für die kirchlichen und andächtigen Vorstellungen ward so einstimmig von den Vätern anerkannt, daß diese heiligen Männer sogar dachten, Gott habe sich der dichterischen Weisheit Platon's bedient, um den menschlichen Geist hinzuleiten zu dem Glauben an die Lehrsätze des Christenthums.

XII. Es giebt eine geschichtliche Thatsache, welche unwiderlegbar den außerordentlichen Irrthum beweiset, worein die Kunstrichter verfielen, als sie den Verfasser einer Neuerung anklagten in der Art, wie er das Christenthum vertheidigte. Als Julianus, umgeben von seinen Sophisten, die Religion mit den Waffen des Witzes und Spottes angriff, wie man es in unsern Tagen machte; als er in dem berühmten, noch vorhandenen Decrete den Galiläern zu lehren verboth, und ihnen sogar die Erlernung der schönen Wissenschaften untersagte; als er die Altäre Christi beraubte, in der Hoffnung, die Treue der Priester zu erschüttern, oder sie in die Erniedrigung der Armuth herab zu drücken; da erhoben mehrere Getreue ihre Stimme gegen die Sarcasmen der Unfrommen, und für die Vertheidigung der Schönheiten des Christenthums. Apollinaris, der Vater, brachte nach dem Geschichtschreiber Sokrates in heroische Verse die Bücher des Moses, auch verfertigte er Trauerspiele und Lustspiele über die andern Bücher der heiligen Schrift. Apollinaris, der Sohn, schrieb Dialogen zur Nachahmung Platon's, und schloß in diese Gespräche die Sittenlehre der Freudenbotschaft, und die Vorschriften der Apostel. (Sozomenus, welcher Alles dem Sohne zuschreibt, sagt, er habe die Geschichte

der Juden bis Saul in vierundzwanzig Gesängen gegeben, und sie gleich Homer mit den vierundzwanzig Buchstaben des Alphabeths unterschieden; auch habe er den Menander in den Lustspielen, den Euripides in den Trauerspielen, den Pindar in den Oden nachgeahmt, indem er immer den Gegenstand seiner Werke den heiligen Schriften entnahm.)

Derjenige Kirchenvater, welchen man vorzugsweise den Theologen oder Gottesgelahrten nennt, nämlich Gregor von Nazianz, bekämpfte ebenfalls die Sophisten mit den Waffen des Dichters. Er verfaßte von dem Tode Jesu Christi ein Trauerspiel, welches wir noch besitzen. Er brachte in Verse die Sittenlehre, die Glaubenssätze, und sogar die Geheimnisse der christlichen Religion; der Abbé von Billy sammelte einhundert sieben und vierzig Gedichte dieses Kirchenvaters, welchem der heilige Hieronymus und Suidas mehr als dreißig tausend heilige Verse zuschrieben. Der Geschichtschreiber seines Lebens sagt ausdrücklich, dieser berühmte Heilige habe seine Dichtergabe nur gebraucht, um das Christenthum gegen den Hohn und Spott der Unfrommen zu vertheidigen. Der weise Fleury (Hist. Eccl. T. IV. L. 19. P. 557) ist der nämlichen Meinung, indem er sagt: «Der heilige Gregorius wollte denjenigen, welche die Dichtung und Tonkunst lieben, Gegenstände zur Ergötzung bieten, und den Heiden nicht den Vortheil lassen zu glauben, daß sie allein Fortschritte machen könnten in den schönen Wissenschaften.»

Diese Art dichterischer Vertheidigung der Religion dauerte fast ohne Unterbrechung fort von

Julian bis auf unsere Tage. Sie gewann eine neue Stärke bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Saunazar schrieb ein Gedicht von der Geburt der Jungfrau, de Partu Virginis, und erhielt dafür Breve'n von zwei Päpsten. Vida gab die Christiade, oder sein Gedicht von dem Leben Jesu Christi, mit dem berühmten Verse vom letzten Seufzer des Heilands, Supremamque auram, ponens caput, expiravit. Buchanan verfertigte seine Trauerspiele Jephte und Johann Baptista. Das befreite Jerusalem, das verlorene Paradies, so wie Polyeuct und Athalia sind bei den gebildetsten Völkern wahre Apologieen für die Schönheit der Religion geworden. Endlich Bossuet, in dem zweiten Abschnitte seiner Vorrede unter der Ueberschrift de grandiloquentia et suavitate psalmorum; Fleury in seiner Abhandlung über die heiligen Dichtungen; Rollin in seinem Abschnitte von der Redekunst der heiligen Schrift; Lowth in seinem vortrefflichen Werke de sacra poesi Hebraeorum; alle diese Männer gefielen sich die Anmuth und Erhabenheit der Religion zu zeigen. Wozu aber so viele Beispiele für eine Sache, welche der gesunde Menschenverstand allein schon darthut? Seitdem man die Religion lächerlich machen wollte, war es natürlich zu zeigen, daß sie schön sey. Und wie! Gott selbst ließ uns seine Kirche verkünden durch heilige Dichter; er hätte sich bedient, um uns die Anmuth der Gattin zu zeigen, des schönen Dreiklangs der Harfe des königlichen Propheten, und wir, wir sollten nicht sprechen dürfen in einem hohen Liebe von den Reizen Derjenigen «welche

herabkommt vom Libanon, welche niederblickt von den Gebirgen Sanir und Hermon, welche sich zeigte gleich der Morgenröthe, welche schön ist wie der Mond, und deren Wuchs gleicht dem Stamme der Palme.» Das neue Jerusalem, welches Johannes in der Wüste empor steigen sah, war glänzend von ewiger Klarheit. Drum singet ihr Völker der Erde (sagt Athalia) singet, denn Jerusalem steigt wieder empor reizender und schöner.

Ja! besingen wir furchtlos diese erhabene Religion; vertheidigen wir sie gegen Hohn und Spott; machen wir geltend alle ihre Schönheiten, wie in der Zeit Julians. Da ähnliche Jahrhunderte über unsere Altäre ähnliche Beschimpfungen brachten, so lasset uns wider die Sophisten der Neuzeit die nämliche Art von Schutz und Schirm gebrauchen, wie ein Gregorius und Apollinaris gegen einen Maximus und Libanius.

Hauptgang des Werkes.

Der Verfasser kann nicht nach eigener Ansicht über den Hauptgang seines Werkes sprechen, wie er über das Wesen des Hauptgegenstandes sprach; denn der Hauptgang ist eine Sache der Kunst, welche ihre Gesetze hat, und über welche man der Entscheidung der Meister sich unterwerfen muß. Der Verfasser erinnert sich an die Kunstrichter, welche den Gang seines Buches mißbilligten, doch muß er auch die Stimmen zählen, welche für denselben sprachen.

Wenn er sich einer Täuschung überläßt, in so fern er den Hauptgang nicht ganz fehlerhaft setzt, scheint dann nicht diese Täuschung ein wenig verzeihlich, da auch einige Schriftsteller sie theilen, deren Ueberlegenheit als Kunstrichter von Niemanden bestritten wird? Diese Schriftsteller hatten die Güte ihre öffentliche Billigung dem Werke zu zollen; Herr La Harpe hatte es ebenso mit Nachsicht beurtheilt. Eine solche Anerkennung erscheint dem Verfasser zu kostbar, um sich nicht darauf zu stützen, sollte man ihn auch darum der Eitelkeit beschuldigen. Dieser große Kunstrichter ergriff wieder den Gedanken für den Genius des Christenthums, welchen er so lange Zeit für Atala gehegt hatte; er wollte die Vertheidigung schreiben, welche jetzt der Verfasser selbst zu geben gezwungen ist. Dieser wäre durch Unterstützung eines so gewandten Mannes des entschiedensten Sieges gewiß gewesen; aber es gefiel der Vorsehung, ihn dieser mächtigen Hülfe und dieser ruhmvollen Stimme zu berauben.

Wenn der Verfasser von den Kunstrichtern, welche ihn billigen, zu den Kunstrichtern sich wendet, welche ihn verdammen, so mag er ihren Tadel lesen und wieder lesen, er findet darin Nichts, was ihn aufzuklären vermöchte; er sieht nichts Genaues, nichts Bestimmtes; überall erscheinen nur schwankende und abgerissene Urtheile. Anstatt den Verfasser so hochmüthig zu beurtheilen, hätten die Kunstrichter nicht Mitleid mit seiner Schwäche haben, ihm die Fehler im Hauptgange nachweisen, und ihm einige Hülfsmittel wenigstens andeuten sollen? Herr von Montesquieu sagte

in seiner **Vertheidigung** für den Geist der Gesetze: «Was aus so vielen bittern Urtheilen hervor geht, besteht darin, daß der Verfasser sein Werk nicht nach dem Plane und den Ansichten seiner Kunstrichter bearbeitete, und daß seine Kunstrichter, wenn sie ein Werk über den nämlichen Gegenstand bearbeitet hätten, eine große Menge Sachen vorgebracht hätten, welche sie wissen.»

Weil diese Kunstrichter es unterlassen (wahrscheinlich, weil es sich nicht der Mühe lohnt) das Unpassende in dem Hauptgange des Werkes, oder vielmehr in dem Hauptgegenstande des Genius des Christenthums aufzuweisen, so will er selbst versuchen es zu thun.

Wenn man die christliche Religion oder den Genius des Christenthums unter allen Gesichtspunkten betrachtet, so bemerkt man, daß der Gegenstand zwei ganz verschiedene Seiten zeigt:

1) Das Christenthum in seiner Wesenheit, nämlich seine Glaubenssätze, seine Sittenlehre, und sein Gottesdienst. Unter diese letzte Beziehung reihen sich auch seine Wohlthaten, so wie eine sittlichen und staatsbürgerlichen Anstalten.

2) Das Dichterische des Christenthums, oder der Einfluß dieses Kirchenglaubens auf die Dichtung, die Kunst, die Beredsamkeit, die Geschichte, die Weltweisheit und die Wissenschaftlichkeit im Allgemeinen. Dieß führt auch zur Betrachtung der Veränderungen, welche das Christenthum bewirkte in den Leidenschaften des Menschen, und in der Entwickelung des Menschengeistes.

Das Unpassende des Gegenstandes liegt in dem **Mangel an Einheit**, und dieses Unpas-

sende blieb unvermeidlich. Um denselben aufzuheben, versuchte der Verfasser andere Zusammensetzungen von Abschnitten und Abtheilungen in den zwei unterdrückten Ausgaben. Nachdem er lange Zeit dahin gearbeitet einen geregelteren Gang aufzusuchen, erkannte er endlich für den vorgefaßten Zweck handle es sich weniger darum ein ganz schulgerecht geordnetes Werk zu verfassen, als mächtig auf das Herz einzudringen, und die Einbildungskraft lebhaft anzuregen. Darum erwählte er nicht mehr wie Anfangs die Ordnung der Gegenstände, sondern er erkohr die Ordnung der Beweise. Die Beweise des Gefühls enthält der erste Theil, wo man von dem Reize und der Größe der Geheimnisse, des Daseyns Gottes u. s. w. handelt. Die Beweise für den Geist und die Einbildungskraft erfüllen den zweiten und dritten Theil, welcher dem Dichterischen gewidmet ist. Diese nämlichen Beweise endlich für das Herz, für den Geist und für die Einbildungskraft, vereint mit den Beweisen für den Verstand, erfüllen den vierten Band und beschließen das Werk. Dieser Fortschritt in Beweisen schien eine Steigerung der Theilnahme bei dem Genius des Christenthums zu verheißen, und das Urtheil der Lesewelt scheint auch diese Hoffnung des Verfassers erfüllt zu haben. Wenn aber die Theilnahme von Band zu Band wächst, so ist der Hauptgang des Werkes nicht ganz fehlerhaft.

Man erlaube dem Verfasser nur noch eine Bemerkung. Ungeachtet der sogenannten Verirrungen der Einbildungskraft verliert er wohl oftmals den Hauptgegenstand seines Werkes

aus dem Gesichte? Er beruft sich darüber an den unpartheischen Kunstrichter; wo ist der Abschnitt, wo ist sozusagen das Blatt, worauf der Hauptgegenstand des Werkes nicht ins Licht tritt? Diese Wahrheit erkannte sogar derjenige Kunstrichter, welcher sich am meisten wider dieses Werk erhob. Kann nun aber in einer Schutzschrift für das Christenthum, wo man dem Leser nur die Schönheit dieser Kirche zeigen will, der Hauptplan im Wesentlichen mangelhaft genannt werden, wenn nun sowohl in den nächsten, wie in den entferntesten Dingen man überall zeigt die Größe Gottes, die Wunder der Fürsehung, den Einfluß, die Reize, die Wohlthaten der Glaubenssätze, der Sittenlehre und des Gottesdienstes der Kirche Jesu Christi?

Im Allgemeinen urtheilt man allzuschnell über den Hauptgang eines Buches. Wenn sich dieser Plan nicht alsogleich den Augen der Kunstrichter darstellt, wie sie ihn nach dem Titel des Werkes erwarteten, so verdammen sie ihn rücksichtslos. Aber diese Kunstrichter sehen nicht, oder geben sich nicht die Mühe zu sehen, daß der von ihnen entworfene Hauptgang vielleicht eine Menge von Unpassendem enthalten hätte, was ihn weniger gut machen würde als denjenigen, welchen der Verfasser befolgte.

Wenn ein Schriftsteller sein Werk nicht mit Voreile abfaßte; wenn er mehrere Jahre darauf verwandte; wenn er Bücher und Menschen zu Rathe ziehend weder einen Rath noch irgend einen Tadel verschmähte; wenn er mehrere Male seine Arbeit von einem Ende zum andern wieder

durchführte; wenn er sein schon ganz abgedrucktes Werk zwei Male den Flammen übergab, so dürfte man mit einiger Gerechtigkeit voraussetzen, daß er den Gegenstand eben so genau durchdacht habe wie der Kunstrichter, welcher nach einer raschen Durchlesung mit Einem Worte einen jahrelang überlegten Plan verdammt. Man gebe dem Genius des Christenthums was immer für eine Gestalt, so wagen wir doch zu behaupten, daß das Ganze der Schönheiten der Kirche, die Zusammendrängung der Beweise in den letzten Abschnitten, die Stärke des allgemeinen Schlusses viel weniger Glanz hätten, und viel weniger ergreifend wären als in der Anordnung, worin das Buch jetzt erscheint. Wir wagen auch noch zu behaupten, es gebe kein großes Denkmal in Prosa in französischer Sprache (den Telemach und die geschichtlichen Werke ausgenommen), welches in seinem Hauptgange nicht eben so vielen Einwürfen ausgesetzt wäre, als man gegen den Hauptplan des Verfassers vorbringen mag. Wie viel Willjührliches zeigt sich in der Stellung der Haupttheile und der Gegenstände unserer schönsten und nützlichsten Bücher! Gewiß (wenn man ein Meisterwerk mit einem sehr unvollkommenen Werke vergleichen darf), zeigt sich in dem bewundernswürdigen G e i st d e r G e s e tz e eine Zusammensetzung, welche nicht mehr strenge Regelmäßigkeit aufweist, als das Werk, dessen Gang wir in dieser Vertheidigung zu rechtfertigeu suchen. Doch war Methode noch viel nothwendiger bei dem von Montesquieu behandelten Gegenstande, als bei demjenigen, wovon der Verfasser des Genius des Christenthums einen so schwachen Versuch gab.

Einzelnheiten des Werkes.

Wir kommen nun zum Tadel über das Einzelne. — Man muß alsogleich bemerken, daß die meisten Kunstrichter über den ersten und zweiten Band herfallen. Die Tadler zeigen keine besondere Abneigung gegen den dritten und vierten Band. Diese übergehen sie fast mit Stillschweigen. Soll sich der Verfasser darüber erfreuen oder betrüben? Kommt es vielleicht daher, daß sich nichts gegen diese zwei Theile sagen läßt, oder daß sie nichts zu sagen übrig lassen?

Man beschränkte sich also fast einzig darauf, einige besondere wissenschaftliche, dem Verfasser eigene Meinungen anzugreifen, welche in dem zweiten Bande verbreitet sind. Diese Meinungen, genau angesehen, sind von geringer Bedeutung; man kann sie annehmen oder verwerfen, ohne daß etwas wider den Grundgedanken des Werkes daraus folge. Zu der Reihe dieser Vorwürfe kann man etwa ein Dutzend Ausdrücke rechnen, welche wirklich tadelnswürdig sind, und welche man in den neuen Ausgaben verschwinden machte.

Was einige Redeformen betrifft, deren Sinn man verdrehte (durch eine so wunderbare und neue Kunst), um darin unanständige Anspielungen zu finden; wie kann man diesem Unglücke ausweichen, und welch' ein Heilmittel auffinden? «Ein Verfasser (sagt La Brüyere in den Charakteren), ein Verfasser ist nicht verbunden, seinen Kopf anzufüllen mit allen Arten von Uebertreibungen, von Zoten, so wie mit allen möglichen Albernheiten; er ist nicht verbunden alle ungeschickten Anwendungen zu er-

wägen, welche man von einigen Stellen seines Werkes zu machen vermöchte, damit er diese etwa unterdrücke. Er ist überzeugt, daß so gewissenhaft er in seiner Schreibart seyn mag, der kalte Scherz der gemeinen Possenreisser zu den unvertilgbaren Uebeln gehöre, und daß die besten Gedanken ihnen oftmals nur dazu dienen, darin eine Albernheit anzubringen.»

Der Verfasser hat in seinem Buche Vieles citirt, aber es möchte scheinen, er hätte noch mehr citiren sollen. Durch ein seltsames Verhängniß geschah es fast immer, daß die Kunstrichter, wo sie den Verfasser tadeln wollten, ihrem Gedächtnisse ein schlechtes Zeugniß gaben. Sie wollen, der Verfasser solle nicht sagen, den Vorhang der Welten zerreissen, und die Abgründe der Ewigkeit schauen lassen; aber diese Ausdrücke gehören dem Tertullian. *) — Sie unterstreichen den Brunnen des Abgrundes, und das blasse Pferd des Todes als ein wahrscheinliches Traumgesicht des Verfassers; aber sie vergessen, daß dieß Bilder der Offenbarung Johannis sind. **) Sie lächeln über die gothischen Thürme, von Wolken umkräuselt, und sie sehen nicht, daß der Verfasser

*) Cum ergo finis et limes medius, qui interhiat adfuerit, ut etiam mundi ipsius species transferatur aeque temporalis, quae illi disposition aeternitatis anlaei vice oppansa est. Tert. Apol. C. 48.

**) Equus pallidus. Apoc. VI. 8. Puteus abyssi. Apoc. IX. 2.

einen Vers Shakspeare's wörtlich übersetzt, und daß auch Delille das Wort umkräuseln braucht von den Höhen. *) Sie meinen die von Trauben betrunkenen Bären seyen eine Erfindung des Verfassers, welcher hier nur als ein treuer Erzähler erscheint. **) Der Esquimaux, welcher sich einschifft auf einem Felsen von Eis, erscheint ihnen wie eine abgeschmackte Einbildung, aber es ist eine Thatsache nach der Erzählung von Charlevoix. ***) Das Krokodill, welches ein Ei legt, ist ein Ausdruck von Herodot. ****) Die List der Weisheit gehört der Bibel. †) So geht es denn fort. Ein Kunstrichter behauptet, man müsse das homerische Beiwort Nestor's Ἡδυεπης übersetzen als Nestor mit sanfter Sprache. Aber Ἡδυεπης

---

*) The clouds-cant-towers, the gorgeous palaces. Schaksp. Temp.

J'aime à voir leur front chauve, et leur tête sauvage
Se coiffer de verdure, et s'entourer d'ombrage.
Delille. Jardins.

**) The bear in America feeds upon grapes. Bertr. Descript. of. Flor. They are intoxicated with grapes. Imley Trav.

***) On assure, qu'on a plus d'une fois aperçu des Esquimaux embarqués exprès sur ces glace. énormes. Charlev. Hist. Ed. 1744. T. II. L. X. P. 293.

****) *Τεκτει μην γαρ ὠα εν τη ελειπει.* Her. L. II. C. 68.

†) Astutias Sapientiae. Eccl. I. 5.

wollte niemals sagen mit sanfter Sprache. Rollin übersetzt es ungefähr wie der Verfasser des Genius des Christenthums: als Nestor mit dem beredten Munde. So will es die griechische Urschrift trotz der lateinischen Lesart des Scholiasten Suaviloquus, welcher der Kunstrichter offenbar folgte.

Uebrigens beabsichtigt der Verfasser nicht, wie er es bereits schon ausgesprochen, Geistesgaben zu vertheidigen, welche er ohne Zweifel nicht besitzt; aber er kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß kleinlichte Rügen über ein weitausgedehntes Werk dem Verfasser Widerwillen erregen, ohne ihm Aufklärung zu ertheilen. Dieß ist eine Betrachtung, welche Montesquieu in seiner Vertheidigung des Geistes der Gesetze (Th. III.) also ausspricht:

«Leute, welche alles lehren wollen, hindern sehr im Lernen; es giebt keinen Geist, welchen man nicht niederdrückt, wenn man ihn in eine Million leerer und eitler Zweifel verwickelt; man habe die besten Absichten von der Welt, so wird man euch selbst zwingen daran zu zweifeln. Man kann sich nicht mehr damit beschäftigen, gut zu reden, wenn man in der Furcht schwebt, schlecht zu reden, und wenn man statt seinem Gedanken zu folgen sich mit den Ausdrücker beschäftigt, welche etwa dem Gekrittel der Kunstrichter entgehen möchten. Man setzt uns einen Kinderbund auf den Kopf, und ruft immer: Gieb Acht, daß du nicht fällst; du willst sprechen, wie du willst, aber ich will daß du sprechest, wie ich will. Nimmt man einen Anlauf, so halten sie uns am Aermel. Hat man Kraft und Leben, so nimmt man es uns

mit Nadelstichen. Erhebt man sich ein wenig, so kommen die Herren, welche den Maßstab in die Hand nehmen, den Kopf in die Höhe richten, und rufen, man möchte herabsteigen, damit sie uns messen können. . . . Es giebt weder Wissenschaften noch Kunstsinn, welche diesem Pedantism zu widerstehen vermögen.»

Das Uebel steigt, wenn man die Angebereien und Verläumdungen hinzu fügt. Aber der Verfasser verzeiht sie den Tadlern; er begreift, daß dieses einen Theil ihres Planes ausmacht, und sie besitzen das Recht, für ihr Werk die Nachsicht anzusprechen, welche der Verfasser für das seinige anspricht. Was entsteht aber aus so vervielfältigtem Tadel, wo man nichts erblickt als das Verlangen, dem Werke und dem Verfasser zu schaden, nicht aber einen reinen Geist des Kunstrichters? Man fordert Menschen zum Kampfe, welche nach ihren Grundsätzen das Stillschweigen bewahrten, und welche gezwungen auf den Kampfplatz sich zu begeben, darauf bisweilen mit Waffen zu erscheinen vermögen, welche man bei ihnen nicht vermuthete.

Inhalt.

Angriff und Vertheidigung.

Seite
Vorwort des Uebersetzers 3
I. Zueignung des Genius des Christenthums bei seiner 2ten Auflage im April 1803 an Frankreichs ersten Consul Napoleon Bonaparte . 5
II. National-Institut. Auszüge aus den Verhandlungen der Abtheilung der Sprache und Literatur Frankreichs 7
III. Hauptbericht über den Genius des Christenthums erstattet in der Klasse des National-Instituts für die Sprache und Literatur Frankreichs von dem Grafen Darü 13
IV. Die Decade Philosophique Litteraire über den Genius des Christenthums . . . 82
V. Vertheidigung für den Genius des Christenthums durch Vicomte von Chateaubriand . 116
Schluß des Werks über den Genius des Christenthums 153

Staatl. Bibliothek Passau

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Chateaubriand, François-René <<de>>, / Kronfels, Friedrich Karl <<von>>. / Schnezler, Franz Xaver,

Sämmtliche Werke des Vicomte v. Chateaubriand, Pair von Frankreich nach der neuesten Orig.-Ausg. übers

Bd.: 40

Freiburg im Breisgau 1829

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Le (b) 13-38/40
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342679-8